

# Gießener Universitätsblätter

Herausgeber: Präsident der  
Justus-Liebig-Universität Gießen und  
Gießener Hochschulgesellschaft

2 Jahrgang XVII  
Heft 2  
November 1984

Druck und Verlag  
Brühlsche Universitätsdruckerei  
Gießen



# Gießener Universitätsblätter

Herausgeber: Präsident der  
Justus-Liebig-Universität Gießen und  
Gießener Hochschulgesellschaft

**2** Jahrgang XVII  
Heft 2  
November 1984

Druck und Verlag  
Brühlsche Universitätsdruckerei  
Gießen

*Herausgeber*

Präsident der Justus-Liebig-Universität Gießen  
und Gießener Hochschulgesellschaft

*Schriftleitung*

Prof. Dr. Egon Wöhlken (Wö)  
Senckenbergstraße 3, 6300 Gießen  
Ruf (0641) 7028300 (vormittags)

*Mitarbeiter  
der Redaktion*

Prof. Dr. Dr. Manfred Messing (Ms)  
Annedore Kübel (AK)  
Ludwigstraße 28, 6300 Gießen, Ruf (0641) 7022183

*Druck und Verlag*

Brühlsche Universitätsdruckerei Gießen

## Inhalt

Personalnachrichten der Justus-Liebig-Universität . . . . .	5
<i>Beiträge</i>	
Dieter Vogellehner Pflanzen und Gärten – Gedanken zu einer Grundbeziehung des Menschen . . .	9
Cornelius Mayer Das Augustinus-Lexikon – Ein internationales Forschungsvorhaben . . . . .	25
Hartmut Stieger Hochschule und Markt Aspekte des Marketings für Hochschulen . . . . .	39
Horst Rinne Zur 150. Wiederkehr des Geburtstages von Ernst Louis Etienne Laspeyres . . .	50
Andreas Nentwich Karl Wolfskehl (1869–1948) – nebst einem neuaufgefundenen Dokument zu Wolfskehls Gießener Studienzeit . . . . .	63
Hans Michael Baumgartner Gleichheit und Verschiedenheit von Mann und Frau in philosophischer Perspektive . . . . .	78
<i>Zum Gedenken an Frau Prof. Dr. Helge Boetticher-Pross</i> . . . . .	96
<i>Berichte aus der Gießener Hochschulgesellschaft</i> . . . . .	100
<i>Biographische Notizen</i> . . . . .	103

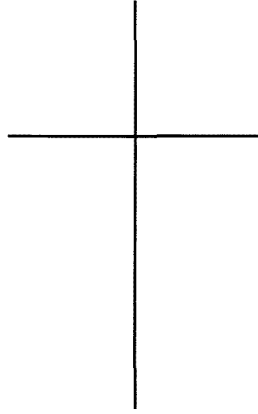
---

**Wir danken allen Firmen,  
die unsere Förderbemühungen  
durch Anzeigenaufträge unterstützen.**

**Unsere verehrten Leser bitten wir,  
die Anzeigen zu beachten.**

---

*Inserate:* Commerzbank, Deutsche Bank, Gail, Hoechst, Ihring Melchior, Hotel Kübel, Merck, Studentenreisen, Volksbank Gießen  
*Beilage:* Ferbersche Universitätsbuchhandlung



## **EHRENTAFEL**

Die Gießener Hochschulgesellschaft trauert  
um ihre verstorbenen Mitglieder

Prof. Dr. Richard Kepp, Bremen  
Prof. Dr. phil., Dr. habil. Dipl.-Landwirt,  
Dipl.-Ing. Rudolf Schreiber, Gießen  
Prof. Dr. Walter Biem, Gießen  
Frau Dr. Ida Hahn, Gießen  
Prof. Dr. Klaus Lange, Lich  
Frau Prof. Dr. Helge Boetticher-Pross, Siegen

# Personalnachrichten der Justus-Liebig-Universität Gießen

Prof. Dr. phil. nat. *Ulrich Mosel* (Theoretische Physik I) hat sich entschieden, an der Justus-Liebig-Universität Gießen zu verbleiben. Er hatte das ehrenvolle Angebot, an einem mit der University of Chicago verbundenen Großforschungszentrum – dem Argonne National Laboratory – als Senior Physicist zu arbeiten.

Prof. Dr. med. vet. *Bertram Schnorr* (Veterinär-Anatomie, Histologie und Embryologie) hat einen Ruf der Universität München auf eine C4-Professur seines Fachgebietes abgelehnt.

## Zu Honorarprofessoren wurden ernannt

Im Fachbereich Rechtswissenschaften: Dr. iur. *Fritz Traub*, Vorsitzender Richter am Oberlandesgericht Frankfurt/M., (Handelsrecht, Gewerblicher Rechtsschutz, Urheberrecht, Wettbewerbs- und Kartellrecht);

Im Fachbereich Germanistik: Prof. Dr. *Marianne Wynn*, Professor of German at the University of London/Westfield College, (Deutsche Literatur, insbesondere Mediaevistik);

Im Fachbereich Humanmedizin: Dr. med. *Reiner Pust*, Oberarzt in der Urologischen Abteilung des Bundeswehrkrankenhauses Gießen, vorher Professor auf Zeit im Fachbereich Humanmedizin, (Urologie);

Dr. med. *Rüdiger Rauskolb*, Prof. a.D., Leitender Arzt der Abteilung für Frauenheilkunde und Geburtshilfe des Albert-Schweitzer-Krankenhauses in Northeim, (Geburtshilfe und Gynäkologie);

Dr. med. *Manfred Weise*, Prof. a.D., Leitender Arzt der I. Medizinischen Abteilung des Burgfeld-Krankenhauses in Kassel-Wilhelmshöhe, (Innere Medizin).

## Neubesetzung von Professorenstellen in folgenden Fachbereichen

### Rechtswissenschaften

Professur (C 4) für Strafrecht, Strafprozeßrecht und Rechtsphilosophie:

Prof. Dr. iur. Dr. phil. *Kristian Kühl*, vorher Professor an der Universität Erlangen-Nürnberg;

Professur auf Zeit (C 3) für Zivilrecht:

Prof. Dr. *Diethelm Klippel*, vorher Wissenschaftlicher Assistent an der Universität Regensburg.

### Gesellschaftswissenschaften

Professur auf Zeit (C 2) für Soziologie mit dem Schwerpunkt Mikrosoziologie:

Prof. Dr. phil. *Johann A. Schüle*, vorher Privatdozent am Institut für Soziologie.

### Religionswissenschaften

Professur (C 3) für Bibelwissenschaften (Altes Testament):

Prof. Dr. theol. *Erhard Gerstenberger*, vorher Professor auf Zeit am Institut für Evangelische Theologie.

### Germanistik

Professur (C 4) für Neuere deutsche Literaturgeschichte und Allgemeine Literaturwissenschaft:

Prof. Dr. phil. *Gerhard Kurz*, vorher Professor an der Universität Amsterdam.

### Biologie

Professur (C 4) für Mikrobiologie/Molekularbiologie:

Prof. Dr. med. Dr. rer. nat. *Gerd Hobom*, vorher Professor an der Universität Freiburg.

### Veterinärmedizin und Tierzucht

Professur (C 4) für Physiologie und Pathologie der Fortpflanzung II:

Prof. Dr. med. vet. *Bernd Hoffmann*, vorher Direktor und Professor im Bundesgesundheitsamt Berlin;

Professur auf Zeit (C 2) für Biochemie:

Prof. Dr. med. vet. *Erich Eigenbrodt*, vorher Hochschulassistent am Institut für Biochemie und Endokrinologie;

Professur auf Zeit (C 2) für Veterinär-Pathologie:

Prof. Dr. med. vet. *Manfred Reinacher*, vorher Hochschulassistent am Institut für Veterinär-Pathologie.

## **Geowissenschaften und Geographie**

Professur auf Zeit (C 2) für Angewandte Geographie:

Prof. Dr. rer. nat. *Josef Nipper*, vorher Hochschulassistent am Geographischen Institut.

## **Berufungen Gießener Professoren an andere Hochschulen**

### **(Annahme eines Rufes oder sonstige Angebote)**

Prof. Dr. rer. pol. Knut Bleicher (Betriebswirtschaftslehre II) an die Hochschule von St. Gallen (Lehrstuhl für Internationale Managementlehre);

Prof. Dr. med. Otto Busse (Neurologie) auf die Stelle eines Chefarztes der Neurologischen Klinik im Klinikum Minden;

Prof. Dr. med. Robert Friis (Virologie) an das Ludwigskrebs-Institut für Krebsforschung, Insel-Spittal Bern;

Prof. Dr. phil. Armin Geraths (Neuere Englische und Amerikanische Literatur) an die Freie Universität Berlin;

Prof. Dr. med. Max Hundeiker (Dermatologie) auf die Stelle eines leitenden Arztes der Fachklinik Hornheide, Universität Münster;

Prof. Dr. rer. pol. Hans G. Monissen (Volkswirtschaftslehre) an die Universität Würzburg;

Prof. Dr. med. Diethard Neubüser (Frauenheilkunde und Geburtshilfe) auf die Stelle eines Chefarztes beim Klinikum der Freien Hansestadt Bremen, Zentral-Krankenhaus Nord;

Prof. Dr. phil. Erhard Olbrich (Entwicklungspsychologie) an die Universität Erlangen-Nürnberg;

Prof. Dr. phil. Adelheid Staudte (Didaktik der Kunst- und Musik- und Theaterpädagogik) an die Universität Frankfurt;

Prof. Dr. phil. Gundolf Winter (Kunstgeschichte und ihre Didaktik) an die Universität-Gesamthochschule Siegen;

Prof. Dr. phil. Klaus Zernack (Osteuropäische Geschichte) an die Freie Universität Berlin.

## **Es habilitierten sich**

Dr. med. *Karl Aigner*, Oberarzt an der Klinik für Allgemein-Chirurgie des Medizinischen Zentrums für Chirurgie, für das Fach Chirurgie;

Frau Dr. rer. nat. *Jane Valerie Bosch*, ehem. Habilitationsstipendiatin der DFG am Institut für Medizinische Virologie, für das Fach Virologie;

Dr. med. *Reinhard Georg Bretzel*, Assistenzarzt an der Medizinischen Klinik III und Poliklinik des Zentrums für Innere Medizin, für das Fach Innere Medizin;

Dr. med. *Ulrich Bürger*, Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Medizinischen Zentrum für Kinderheilkunde, für das Fach Kinderheilkunde;

Dr. rer. nat. *Johann Heinrich Ellgring*, Vertreter einer Professur und Lehrbeauftragter im Fachbereich Psychologie, für das Fach Psychologie;

Dr. phil. *Klaus Fiedler*, Hochschulassistent im Fachbereich Psychologie, für das Fach Psychologie;

Dr. med. *Holger Gips*, Hochschulassistent an der Abteilung Geburtshilfe und Gynäkologie der Frauenklinik, für das Fach Frauenheilkunde und Geburtshilfe;

Dr. med. *Martin Graupner*, Wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Medizinischen Klinik I des Medizinischen Zentrums für Innere Medizin, für das Fach Innere Medizin;

Dr. agr. *Helal Mohamed Helal*, Associate Professor für Pflanzenernährung an der Universität Zagreb/Ägypten, für das Fach Pflanzenernährung;

Dr. med. *Burghard Klapp*, Hochschulassistent in der Medizinischen Klinik I des Zentrums für Innere Medizin, für das Fach Innere Medizin und Psychosomatische Medizin;

Dr. med. *Norfrid Klug*, Hochschulassistent an der Neurochirurgischen Klinik des Medizinischen Zentrums, für das Fach Neurochirurgie;

Dr. med. *Cengiz Kockapan*, Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Medizinischen Zentrum für Zahn-, Mund- und Kieferheilkunde, für das Fach Zahn-, Mund- und Kieferheilkunde;



Dr. phil. *Gert Krell*, Akademischer Rat an der Universität Frankfurt im Fachbereich Gesellschaftswissenschaften, Abt. Internationale Beziehungen, für das Fach Internationale Beziehungen;

Dr. med. *Eberhard Schmidt-Sommerfeld*, Hochschulassistent am Medizinischen Zentrum für Kinderheilkunde, für das Fach Kinderheilkunde;

*Dr. med. vet. Karl Seeger*, Leiter der Arbeitsgruppe Bakteriologie in der Arzneimittelforschung der Firma Hoechst AG, Frankfurt, für das Fach Bakteriologie;

Dr. med. *Hans Georg Velcovsky*, Hochschulassistent in der Medizinischen Klinik III und Poliklinik des Medizinischen Zentrums für Innere Medizin, für das Fach Innere Medizin;

Dr. rer. hort. *Hans-Joachim Weimann*, Forstdirektor und Lehrbeauftragter (Einführung in die Forstwissenschaften), für das Fach Land- und forstwirtschaftliche Bewertungslehre;

Dr. med. vet. *Karl-Heinz Wille*, Akademischer Oberat am Institut für Veterinär-Anatomie, für das Fach Veterinär-Anatomie, Histologie und Embryologie.

Wir haben nie  
die Kraft der Tradition  
mit der Macht  
der Gewohnheit verwechselt:  
**MERCK** (seit über 300 Jahren in Darmstadt)

# Vom Umgang mit der Zeit



Die Zeit ist immer reif, es fragt sich nur wofür, sagt François Mauriac. Jahrtausende bedeuten oft wenig, eine Sekunde kann alles verändern.

Im richtigen Umgang mit der Zeit erkennen wir ihren Wert und nutzen ihn.

Zum Beispiel die Zugvögel. Nur wer zum richtigen Zeitpunkt startet, kommt ans Ziel. Es gibt Naturgesetze und Prozesse, die nicht zu beeinflussen sind. Doch der Mensch kann sie erkennen und danach handeln.

Zur richtigen Zeit das Richtige tun. Anforderungen, die auch an eine Bank zu stellen sind.

**Deutsche Bank**



Dieter Vogellehner

## Pflanzen und Gärten – Gedanken zu einer Grundbeziehung des Menschen \*

### I

*„Meine Schwester, liebe Braut, du bist ein  
verschlossener Garten, eine verschlossene  
Quelle, ein versiegelter Born.*

*Deine Gewächse sind wie ein Lustgarten  
von Granatäpfeln mit edlen Früchten, Zy-  
perblumen mit Narden,*

*Narde und Safran, Kalmus und Zimt, mit  
allerlei Bäumen des Weihrauchs, Myrrhen  
und Aloe mit allen besten Würzen.*

*Ein Gartenbrunnen bist du, ein Born leben-  
diger Wasser, die vom Libanon fließen.*

*Stehe auf, Nordwind, und komm Südwind,  
und wehe durch meinen Garten, daß seine  
Würzen triefen.“*

Mit diesen Versen aus dem Hohelied Salomos<sup>1</sup> sind Wünsche und Sehnsüchte des Menschen besonders eindrucksvoll wiedergegeben. In zahlreichen solcher Zeugnisse aus verschiedenen Kulturkreisen lassen sich die Inhalte dieser Sehnsüchte auf wenige Elemente reduzieren: *Bäume, Blumen, Früchte, Wasser*, und dies alles in einem Garten, der von einer Mauer oder von einem Zaun umschlossen und nur durch eine – oft bewachte – Pforte zugänglich ist. Draußen droht die „Wildnis“, drinnen, getrennt durch eine hohe Mauer, sind gepflegte Blumenrabatten und schattenspendende und fruchttragende Bäume. Stets liegt innerhalb der Mauern des Gartens auch eine Quelle oder ein See. Zahlreiche bildliche Darstellungen aus dem morgenländischen und gleicher-

maßen aus dem abendländischen Raum zeigen diese Komposition.

Dieses Thema zu verfolgen, Parallelen zu ziehen und Unterschiede herauszuarbeiten, das Verhältnis zu Pflanzen und Gärten als eine der Grundbeziehungen des Menschen zu formulieren und dabei stets in das Berührungsfeld zwischen Wunschtraum und Verwirklichung zu gelangen, ist eine faszinierende Aufgabe. Je mehr man indessen diesem Thema nachgeht, desto deutlicher erweist es sich in der Tiefe wie in der Breite als grenzenlos. Es können im vorgegebenen Rahmen daher nur einzelne Mosaiksteine zu einem solchen Bild zusammengetragen, nur ein paar Gedanken zu diesem Thema angesprochen werden.

Die Bilder des von der Außenwelt abgeschlossenen Gartens schließen zwei Gedanken ein; daß die Welt *draußen*, die Natur außerhalb des Gartens, unwirtlich, wild, unheimlich und voller Gefahren ist, *im Garten* jedoch „heimlich“ und friedlich, und daß zweitens im Garten dem Menschen ein überschaubarer Raum zur Verfügung steht, den er nach seinen Wünschen und Vorstellungen gestalten, in dem er die Natur ordnen und lenken kann. In beidem manifestiert sich zweifellos die Vorstellung vom *Paradies*, die tief in der Welt des Orients verwurzelt ist. Stellvertretend für viele ähnliche Formulierungen mögen zwei Verse aus dem Buch Genesis<sup>2</sup> zitiert werden:

*„Und Gott der Herr pflanzte einen Garten  
in Eden gegen Morgen und setzte den Men-  
schen hinein, den er gemacht hatte...“*

*„Und Gott der Herr nahm den Menschen*

\* Überarbeitete Fassung des Festvortrages zur 375-Jahrfeier des Botanischen Gartens der Justus-Liebig-Universität Gießen am 15. Juni 1984.

*und setzte ihn in den Garten Eden, daß er ihn baute und bewahrte.“*

Aus dem Garten Eden wurde der Mensch verwiesen, und dieser Garten blieb die Sehnsucht des Menschen. Der Koran verheißt denn auch den Gläubigen, daß sie nach ihrem Tod in Gärten eingehen, die den Bewohnern der Wüsten alle Freuden zu bieten haben: eben in das Paradies. So sagt die 47. Sure<sup>3</sup>:

*„So seht das Bild des Paradieses, das den Gottesfürchtigen verheißen ist: In diesem fließen Ströme von Wasser, das nie verdorbt; Ströme von Milch, deren Geschmack sich nie ändert; Ströme von Wein, lieblich für die Trinkenden; auch Ströme von gereinigtem Honig. Dort werden sie alle Arten von Früchten und Vergeltung von ihrem Herrn erhalten.“*

An dieser Stelle seien einige etymologische Bemerkungen eingefügt. Das griechisch-lateinische Wort Paradies (*παράδεισος*) findet sich im Stamm bereits im Awestischen, dem Hauptzeugen des Altiranischen, und zwar als *pairi-daēza* in der Bedeutung „umfriedeter Garten“.<sup>4</sup> Das Wort Garten hat im Altnordischen (*gardr*) die Bedeutung „Gehege, Zaun, Haus“, im Gotischen (*gards*) „Hof, Haus, Familie“. Der Bedeutungskern der gesamten Wortsippe ist Einfriedigung, der eingefriedete Raum.<sup>5</sup> Das lateinische *hortus*, griech. *χόρτος* schließlich heißt ursprünglich Gehege, Hof. Damit aber gewinnt das *pairi-daēza*, der umfriedete Garten, eine sehr konkrete Dimension: Einfriedigung und Wasser sind im Orient unabdingbar für das Wachstum von fruchttragenden Bäumen, von Kulturpflanzen ganz allgemein, und dies ist die entscheidende Voraussetzung für ein seßhaftes Leben des Menschen. Die Umgebung, das „Draußen“, war jedoch meist unwirtlich, halbwüsten- oder wüstenartig, mit glühender Sonne und wenig Wasser. Eine der ältesten, vielleicht die älteste stadttähnliche

Siedlung des Orients, Jericho, benutzte vor rund 10000 Jahren eine Oase mit reichschüttender Quelle. Man hat hier von einer „Gartenkultur auf begrenzter Fläche“ gesprochen. Dies war wohl das ganz konkrete „Paradies“, und in einem solchen Paradies wünschte man sich auch nach dem Tode.

In einem viel naiveren Sinne wird solch ein Gartenparadies zur Idylle, zum Ort der Flucht in eine doch in Wirklichkeit nicht vorhandene Welt. Und klingt nicht folgendes ganz aktuell: „Selbstgebackenes Brot, Gemüse aus dem eigenen Garten, frische Milch, all die Köstlichkeiten des Landes bieten uns bescheidene, aber bekömmliche Nahrung“, schreibt im 4. nachchristlichen Jahrhundert Hieronymus<sup>6</sup> an das Mädchen Marcella, verbunden mit dem Rat, sich mit ihren Freundinnen aufs Land zurückzuziehen.

Einfriedung und eingefriedeter Raum aber, die Bedeutung der germanischen Wortsippe „Garten“, hat mit Frieden zu tun, einerseits freilich eine Sehnsucht des Menschen, aber doch ebenso, und zwar ganz konkret, die Bezeichnung für den Lebensraum des Menschen, in dem Frieden gegenüber draußen zu gelten hat. Dies bezeugen z. B. strenge Gesetzesvorschriften, die den Garten und seine Gewächse besonders schützen sollen, so z. B. in der *Lex Salica*, dem Salfränkischen Gesetz aus dem 8. Jahrhundert:

*„Wenn einer in fremden Garten dieblich eindringt, werde er ... 15 Schillinge zu schulden verurteilt“<sup>7</sup>,*

oder:

*„Wenn einer einen veredelten Apfelbaum abhaut oder entwendet, werde er 3 Schillinge zu schulden verurteilt.“*

*„Wenn einer einen veredelten Apfelbaum innerhalb des Hofes oder im Garten ... abhaut oder entwendet, werde er 15 Schillinge außer Wert und Weigerungsgeld verurteilt.“<sup>8</sup>*

## II

Das orientalische Bild des Paradieses als Garten zieht sich, in der Substanz unverändert, allenfalls im Detail variiert, durch das gesamte Mittelalter hindurch. Aus dem Neuen Reich der Ägypter (18. Dynastie, ca. 1400 v. Chr.) stammt die berühmt gewordene Wandmalerei eines Gartens (Abb. 1): Umgeben von fruchttragenden

Bäumen liegt ein Wasserbecken mit „Weißer Lotus der Ägypter“, mit Fischen und Enten. Fast 3000 Jahre später, nämlich um 1530, malte Lucas Cranach d. Ä. „Das goldene Zeitalter“ als die bewußte Umsetzung der alten Vorstellung des Hesiod (um 700 v. Chr.) in den *Ἔργα καὶ ἡμέραι*. Es ist in der Tat in jeder Beziehung das alte Bild, draußen die wilde Natur, drinnen – umfriedet – ein unbeschwertes, glückli-

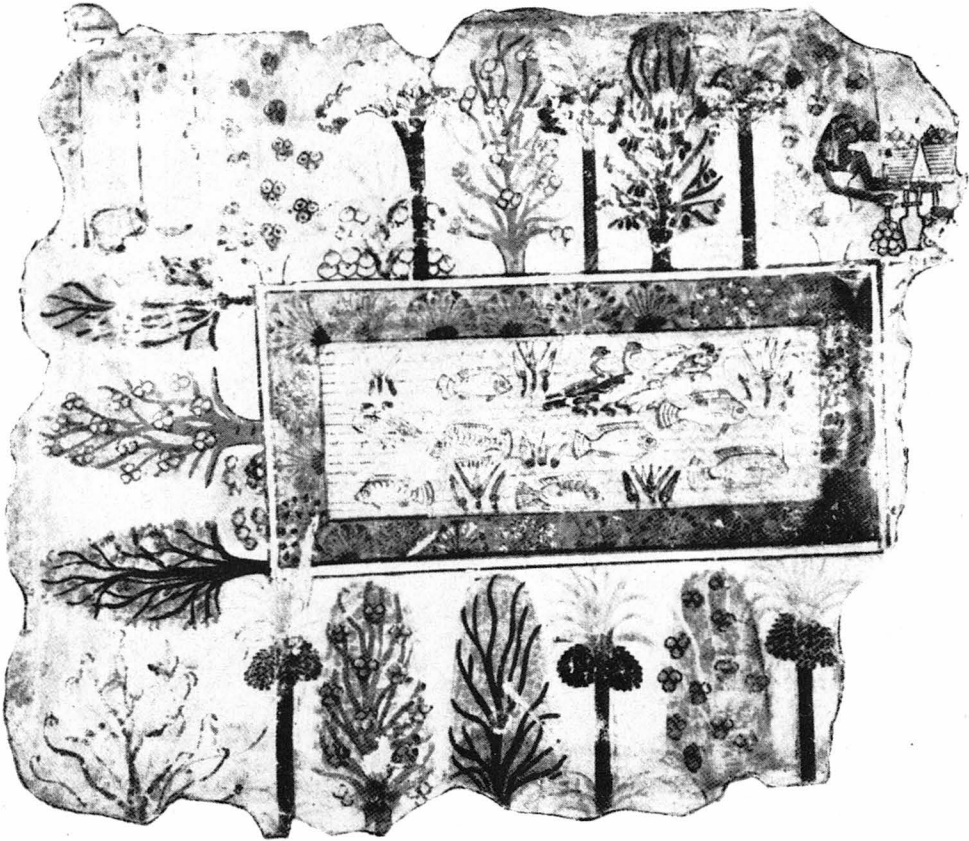


Abb. 1: Wandmalerei eines ägyptischen Gartens (ca. 1400 v. Chr.)

ches Leben, in Frieden miteinander und in Frieden mit Pflanze und Tier. Auch die Tiere untereinander sind friedlich, die Jäger-Beute-Beziehung ist aufgehoben –

ebenso wie auf dem Bild des Garten Eden von Jan Breughel d. Ä. (1568–1625).

Es ist nun an der Zeit, etwas genauer auf die *Pflanzen* selbst zu achten, die in sol-

chen Gärten wachsen. Sie sind, scheinbar im Gegensatz zur oft mythisch gemeinten Aussage der Vorstellung von einem Garten Eden, konkret und realistisch, sogar beabsichtigt und nur in wenigen Fällen lediglich ornamentales Beiwerk; und auch dann ist das Ornamentale seiner Herkunft nach realistisch. Mit anderen Worten: Fruchttragende Bäume, Blumen, Pflanzen sind die *Realia* der Idee des Paradieses. Genauer sind an Pflanzen auf dem genannten Bild des Lucas Cranach im Zentrum ein Granatapfelbaum, ferner fruchtende Weinreben am Spalier, Rosen und Nelken zu erkennen. Konkret in diesem Sinne ist ja schon das Hohelied:

„Deine Gewächse sind wie ein Lustgarten von Granatäpfeln mit edlen Früchten...“

Noch konkreter zu dieser Frage äußern sich die Tafelbilder des 15. und 16. Jahrhunderts und unter diesen das stets genannte Paradiesgärtlein eines oberrheinischen Meisters um 1410. Die nach Art einer Miniatur gemalte Tafel enthält eine Fülle von deutlich erkennbaren Blumen verschiedener Blütezeiten: Vexiernelke, Schwertlilie, Stockrose, Weiße Madonnenlilie, Schlüsselblume, Akelei, Erdbeere, Veilchen, Märzenbecher, Pfingstrose, Maiglöckchen, Rose, Kirschbaum mit Früchten, Ehrenpreis, Salbei und andere.<sup>9</sup> Der Garten ist von einer Mauer umschlossen, ein „Hortus conclusus“. Auch das Element Wasser fehlt nicht. Das sind die *Realia*, das andere bedeutet die Idee: Die Himmelskönigin Maria, das Kind mit dem Psalterium, die heilige Cäcilia, St. Michael.

Es war davon die Rede, daß diese Pflanzendarstellungen nicht zufällig und auch nicht aus rein künstlerisch-ornamentalen Beweggründen so ausgewählt sind; es handelt sich vielmehr fast ausschließlich um Heilpflanzen, die damals in Kloster- und Burggärten gezogen wurden, und die auf vielen Bildern jener Epoche immer

wieder erscheinen. Ein Beispiel: Martin Schongauer aus Colmar malte 1473 für das St. Martinsmünster seiner Heimatstadt die berühmt gewordene „Madonna im Rosenhag“, die „Sixtina des Oberrheins“. Das Bild ist noch heute der Mittelpunkt der Colmarer Kirche St. Martin. Neben den Rosen steht hier insbesondere die *Pfingstrose* (*Paeonia officinalis*) im Vordergrund (Abb. 2). An dieser Pfingstrose möge zunächst gezeigt werden, daß die Beziehung des Menschen zur Pflanze als Heilpflanze zwar wesentliches Motiv ist, eigentlich jedoch nur einen Teil dieser Beziehung wiedergibt.



Abb. 2: Pfingstrose (*Paeonia officinalis*) aus dem Schongauer-Bild „Madonna im Rosenhag“ (1473)

Bei Hildegard von Bingen, im ersten Buch *De plantis der Physica* aus dem 12. Jahrhundert, ist darüber zu lesen:<sup>10</sup>

*„Die Pöonie ist feuerfarben und hat gute Wirkung. Sie hilft sowohl gegen die dreitägigen, wie gegen die viertägigen Fieberanfölle... Und wenn der Mensch den Verstand verliert ... tauche Pöonienkörner in Honig und lege sie auf seine Zunge, und so steigen die Kräfte der Pöonie zu seinem Gehirn empor und erregen ihn, so daß er rasch seinen Verstand wieder erlangt und seinen Geist wieder empfängt...*

*Aber nimm auch Pöonienkörner und tauche sie in das Blut eines Blutegels und hülle dann die ... Körner in einen Teig aus Weizenmehl, und wenn jemand durch die fallende Krankheit zu Fall kommt, d. h. die Fallsucht, lege sie in seinen Mund, während er so daliegt, und tue dies, sooft er durch diese Krankheit zu Fall kommt, und endlich wird er geheilt werden“.*

Die Verwendung der Droge „Semen Paeoniae“ als Mittel gegen Epilepsie ist übrigens noch heute Bestandteil vieler Geheimmittel gegen Epilepsie und wird in der Volksheilkunde zur Epilepsiebehandlung verwendet.<sup>11</sup> Vor allem aber wird hier beispielhaft etwas anderes deutlich: Das Heilen von Krankheiten ist stets auch etwas Außergewöhnliches, Verwunderliches, etwas, was von Magie umgeben ist und zum Zauber Beziehung hat. Heilpflanzen und ihre Heilkräfte sind in gleichem Maße verwunderlich, mythisch, magisch-überirdisch oder unirdisch und von daher von der Religion in das Heilige eingebunden, ebenso wie das Heilen selbst – freilich auch in Hexenwerk und Zauberei. Pflanzen als *Symbole* haben hier eine ihrer uralten Wurzeln.

Ein zweites Beispiel, auf das insbesondere die Münchener Kunsthistorikerin Lottlisa Behling<sup>12</sup> aufmerksam gemacht hat: Zwischen 1473 und 1475 malte Hugo van der Goes die Anbetung der Hirten für den

Portinari-Altar. Die im Vordergrund der Darstellung des Themas gemalten Blumen in einem Majolika-Gefäß und in einem venezianischen Rippenglas sind Blaue und Weiße Schwertlilie, Feuerlilie, Akelei und Nelken; auf dem Boden liegen Veilchen verstreut. Allen diesen Pflanzen kommt eine hohe symbolische Bedeutung zu, alle sind auch Heilpflanzen. Greifen wir die *Blaue Schwertlilie* heraus und versuchen wir, dies durch eine kleine Auswahl von literarischen Belegen nachzuweisen.

1. Leonhart Fuchs schreibt 1543 in seinem *New Kreüterbuch*:<sup>13</sup>

*„Von blawen Gilgen  
Namen*

*Die blaw Gilg | oder blaw Schwertel | würdt auch Violwurtz genent, und auff Griechisch und Lateinisch Iris | darumb das jhre blüm von farben gemalet ist | als der Regenbog am himel | ...*

*Krafft und würckung*

*Die Violwurtzel gepulvert | unnd mit hönig jngenomen | oder zerschnitten und in wein gesotten und truncken | seind güt zu dem husten | zerteylen und machen dünn die zähnen feüchtigkeyt so sich umb die brust und lungen gesamlet hat | ... Dise wurtzel inn wein gesotten unnd getruncken | treibt auß die wassersucht | den lendenstein | und den harn.“*

2. Walahfrid Strabo besingt in seinem um 842–849 auf der Reichenau entstandenen Gedicht „*Hortulus*“:<sup>14</sup>

*„Gladiola*

*Dich will ich nicht übergehn,*

*Schwertlilie, deren Benennung*

*Nach dem Namen des Schwerts  
freischaffende Sprache gebildet.*

*Du bescherst mir den Schmuck*

*deiner purpurfarbenen Blüte*

*Früh im Sommer an Stelle*

*des dunkellieblichen Veilchens.*

*Oder du gleichst Hyazinth,*

*der am Altar Apollos als Blume*

*Wiedererstand, aus dem Tod  
 des zarten Jünglings geboren  
 Und an der Blüte Stirn  
 seines Namens Zeichen verewigt.  
 Deiner Wurzel getrocknete Stückchen  
 lösen zerrieben  
 Wir in flüssigem Wein,  
 und der Blase grausame Schmerzen  
 Dämpfen nicht minder wir trefflich  
 mit diesem köstlichen Heiltrank.  
 Du gibst dem Walker das Mittel,  
 mit dem er das Leinengewebe  
 Glänzend und steif appretiert  
 und ihm Duft wie von Blumen verleihet.“*

3. Die moderne Charakteristik der Iris sieht so aus:<sup>15</sup>

*Rhizoma Iridis*, Veilchenwurzel, Iriswurzel (von *Iris pallida*, *Iris florentina* und *Iris germanica*)

*Inhaltsstoffe*: 0,1–0,2% aether. Öl, Iridin, ca. 7% Zucker, ca. 20–50% Stärke (Irisin), ca. 10% fettes Öl, Schleim, Wachs, Harz, Gerbstoff.

*Verwendung*: Expectorans, Mucilaginosum, Geruchskorrigens bei Waschmitteln u. a.

Zur Herstellung von *Rhizoma Iridis tornatum* = pro infantibus, die aus gedrechselten Stücken bestehen. Früher als Kaumittel für zahnende Kinder verwendet.

Dazu paßt eine Stelle aus der „Naturalis historia“ des Plinius (23–79 n. Chr.):<sup>16</sup>

*„Man bindet den Kindern zum Schutze gegen Krankheit eine Iriswurzel um, vorzüglich wenn sie Zähne bekommen, oder am Husten leiden“.*

Und schließlich berichtet Theophrastos von Eresos (371–285 v. Chr.), Schüler des Aristoteles, in „*περὶ ἰστωρίᾶς*“ („Über die Naturgeschichte der Pflanzen“):<sup>17</sup>

*„Die Apotheker und Wurzelgräber geben die Vorschrift, man solle ... drei Kreise mit einem zweischneidigen Schwerte beschreiben, das zuerst abgeschnittene Stück der*

*Wurzel in die Höh' halten, und dann erst das Übrige ausgraben“.*

Diese kleine, an einer nicht einmal besonders typischen Pflanze gezeigte Auswahl mag zunächst zeigen, daß im Verlaufe der rund 3000 Jahre währenden abendländischen Geschichte gerade die Kenntnisse um die Pflanzen hervorragende Zeugnisse einer kaum abbrechenden Tradition darstellen. Ist schon dieser Umstand ein Indiz für die zentrale und im eigenen Sinne des Wortes lebensnotwendige Beziehung des Menschen zur Pflanze, so ist bei näherer Betrachtung auch diese Argumentation zu vordergründig, zumindest in einem wesentlichen Punkt nicht vollständig. Dies wurde schon angedeutet: Die Pflanze ist nicht nur Heilpflanze, sie ist ein *Symbol* für geheimnisvolle überirdische Kräfte. Dafür steht das Amulett, von dem Plinius berichtet; und der Umgang mit ihr ist von Mythos und Zauber begleitet. Viele der den Pflanzen zugeschriebenen Wirkungen sind wohl Wirkungen als Placebo, untrennbar vermischt jedoch mit real erfahrbaren Heilerfolgen.

An dieser Stelle seien drei Bemerkungen eingefügt:

1. Hierher gehört die Mandragora oder Alraune, in der eben diese Beziehung des Menschen zur Heilpflanze sich vermischt mit dämonischem Zauber: Auf vielen bildlichen Darstellungen der Spätantike und des Mittelalters erscheint, was von dem jüdischen Schriftsteller Flavius Josephus (37–95 n. Chr.) geschildert wird:<sup>18</sup>

*„Es ist schwer, die Pflanze ... auszureißen. Sie entzieht sich dem, der sich ihr nähert ... Ihre Berührung bringt den Tod, es sei denn, ihr Ausgräber trage die ganze Wurzel in der Hand davon. Aber auf andere Weise bekommt man sie gefahrlos, und zwar, wenn man die Erde ringsum so aushebt, daß nur noch ein kleiner Rest der Wurzel unsichtbar ist. Dann binde man einen Hund daran, der an der Wurzel zerrt und sie ganz ausreißt,*



aber auf der Stelle stirbt als stellvertretendes Opfer dessen, der die Pflanze nehmen will.“

2. Symbol und Heilwirkung gehen auch zusammen in dem, was man unter dem Begriff „Signaturenlehre“ faßt, als Ausdruck einer Ganzheitsbetrachtung, die in der antiken und mittelalterlichen Medizin von großer Bedeutung war. Durch die Wesensgestalt einer Pflanze zeigen sich deren verborgene Kräfte oder, wie Paracelsus es formuliert hat: „Die natur zeichnet ein ietlichs gewechs so von ihr ausgêt zu dem, darzu es gut ist, darumb wan man erfahren wil, was die natur gezeichnet hat, so sol mans an dem zeichen erkennen, was tugent im selbigen sind.“<sup>19</sup> Einige Beispiele mögen dies andeuten: Das Schöllkraut (*Chelidonium majus*) mit gelbem Milchsaft wirkt gegen Leber- und Gallenleiden; das Leberblümchen (*Hepatica nobilis*) wirkt, wie es die Form der Blätter zeigt, gegen Leberleiden; andere Pflanzen zeigen ebenfalls schon äußerlich, wofür sie „gut seien“: Milzkraut (*Chrysosplenium*), Lungenflechte (*Lobaria pulmonaria*), Knollen des Knabenkrautes (*Orchis*) u. v. a. Man kann dies alles einfach „Analogiezauber“ nennen, denn der Symbolgehalt steht in der Tat im Vordergrund. Trotzdem ist die Wurzel auch hier eine Dimension tiefer anzusetzen: Pflanze und Mensch sind durch eine harmonische Beziehung miteinander verbunden.

3. Auffallend erscheinen die Versuche, jenen magischen Inhalt der Beziehung zu den Heilpflanzen im besonderen und den Pflanzen im allgemeinen zu rationalisieren, zum einen von medizinisch-naturwissenschaftlicher Seite und zum anderen von administrativer Seite der Regierenden. Solche Versuche müssen natürlich stets in Abhängigkeit von den geistes- und kulturgeschichtlichen Umständen gesehen werden, doch erscheint charakteristisch, daß dieser rationale „Reifungspro-

zeß“ zu ganz verschiedenen Zeiten zu beobachten ist, gefolgt oft von einer Gegenrichtung, deren Grundidee allerdings bei genauem Hinsehen weniger das Mythische und Magische, vielmehr das *Ganzheitliche* ist. Auf drei dieser Versuche sei ganz kurz hingewiesen.

Intensiv beschäftigt mit Heilpflanzen und deren medizinischer Wirkung hat sich unter anderen der aus Anazarba in Kleinasien stammende Arzt Dioskurides. Seine Arzneimittellehre, *περὶ ἕλης ἱατρικῆς* (De materia medica), um 60 n. Chr. entstanden, wirkte bis weit in das Mittelalter. Vieles in dieser Schrift, vor allem auch ein großer Teil der Abbildungen, beweist den naturwissenschaftlichen Ernst dieser Bemühungen.<sup>20</sup> Zweiter Versuch: Zwischen 792 und 800 wurde auf Veranlassung Karls des Großen eine „Verordnung über Krongüter und Reichshöfe“ erlassen: das berühmt gewordene „Capitulare de villis.“<sup>21</sup> Das Kap. 70 dieser Verordnung (Abb. 3), erhalten in einer nur wenig später, nämlich zwischen 830 und 850 geschriebenen Handschrift, nennt Pflanzen, die in den Gärten gezogen werden sollen: neben Fruchtbäumen und einigen Gemüsepflanzen vor allem Heilpflanzen, z. B. *lilium*, Weiße Lilie, *rosas*, Rosen, *salviam*, Salbei, *rutam*, Weinraute, *abrotanum*, Eberraute u. v. a. Der dritte Versuch ist das Bemühen der „Väter der Botanik“ Hieronymus Bock, Leonhart Fuchs und Otho Brunfels in der 1. Hälfte des 16. Jahrhunderts, das magisch-zauberische Umfeld von den erfahrbaren Wirkungen der Heilpflanzen zu trennen. Natürlich ist es der Geist der *Renaissance*, der auch hier wirksam zu werden beginnt. Und gerade in diesem Zusammenhang scheint mir wichtig, was Leonhart Fuchs in der Vorrede zu seinem 1543 erschienenen *New Kreüterbuch* formuliert:<sup>22</sup>

„Dañ mir wol bewußt | das vil mehr zů einem rechtgeschaffnen artzt gehört | dañ al-

LXX. Volumz qđ in horto om̄is herbas habeant. Id: Lilium. 16

Rosar	Tomentastrum	Castaneos
fenigraum	TANA ZIAM	perficarios
Costum	Neptam	DIVERSI GE
Saluam	hebre fugiam	NERIS.
Rutam	papa uer	Cotonarios
Abrotanum	basar	Auallanarios
Cucumeres	uulgigina	Amandala
pepones	mis malua <sup>ibichas</sup> 10: dter	rios
Cucurbitas	malua	morarios
Passiolum	carucas	Lauror
Cimminum	pastenacis	pinos
Ros marini	Adripias	ficus
Carreum	blidas	Nucarios
Cicerum italicu	Raudcaulos.	Ceresarios
Squillam	caulos.	DIVERSI
Gladiolum	Uniones	GENE RIS
Dragoncau	bric las.	malozum
Aneſum	porros.	nomina
Coloquentidas	radices.	Cozma
Solsequiam	Malonicas.	ringa.
Pmeum	cepas	Geroldinga
Silum	Nlia.	Cruedelli
Laticas	uudvacia.	Spirauca
Gr	Cardones.	Dulcia
Fruca alba	fabas maiores.	Aciores
Nasturtium	pisos maiores	Omnia ser
pardum	Coriandrum.	uatozua
puladium	cer folium.	S' subito
olictum	Lactendai	comessura
potentillium	Sclareiam.	Primiti
Apium	Sille ortula	uu.
Lauſticum	nus habere sup	Per an
Sauinam	domus sua. lous	uu. conia
	hanciam.	

Abb. 3: Auszug aus dem Kap. 70 des Capitulare de villis (820/850)

*lein kreüter und derselbigen würckung erkennen und wissen. Darumb ob schon einer vil kreüter kent | so würdt er dannest noch lang kein artzt sein | sonder er müß auch andre ding die zu einem volkomen artzt gehören | wissen un̄ gelernt haben.“*

Die Beziehung des Menschen zur Pflanze als Träger heilender und damit auch heiliger Kräfte ist ein schier unerschöpfliches Thema. Es soll hier abgeschlossen werden mit einem Hinweis auf den um 1500 v. Chr. in Ägypten zusammengestellten Heilpflanzenkatalog des Papyrus Ebers<sup>23</sup>, jenes großartigen, in einem Grab in Theben gefundenen Dokumentes der frühen Medizin, und mit dem Hinweis auf das aufschlußreiche altbabylonische Wort „Sammu“, das zunächst „Kraut“ oder „Pflanze“, dann aber ganz allgemein „Medizin“ bedeutet.<sup>24</sup> Und schließlich – ohne den Zusammenhang nachprüfend werten zu wollen – gehört hierher das rund 60000 Jahre alte Höhlengrab eines Neandertalers in Shanidar im Irak, dem Blumen beigegeben sind. Von den acht Pflanzenarten aus dem Shanidar-Grab, darunter Schafgarbe, Spitzwegerich und Malve, werden sieben Arten noch heute im Irak als Heilpflanzen verwendet.<sup>25</sup>

### III

Ich darf nun einen Gedanken wieder aufgreifen, der zu Beginn im Zusammenhang mit der Grundbeziehung des Menschen zum Garten Eden eine Rolle gespielt hat. Der Garten Eden ist nicht nur der Ort des Friedens, der umfriedete Raum, deutlich abgegrenzt gegen die unfriedliche, wilde, gefahrenreiche Umgebung, sondern auch der Raum, in dem der Mensch nach seinen Vorstellungen gestalterisch wirken kann, der Raum, den der Mensch nach seinem Willen formen kann. Beides, umfriedeter und formbarer Raum, läßt sich – dies ist

schon angeklungen – nicht voneinander trennen.

Doch ist der zweite Aspekt der eigentlich anthropozentrische Ansatz mit allen Facetten des menschlichen Beherrschungsanspruches gegenüber der Natur. Im Vordergrund dieses Schaffens eines „Paradieses auf Erden“ steht zunächst das Streben nach Harmonie, nach Einssein mit der Natur – also ein altes Paradiesmotiv im mythischen Sinne, das nun realisiert werden soll, das Bemühen, die Schönheit und Vielfalt in den Garten zu holen, diese Schönheit und Vielfalt zu pflegen und sich ungestört und stetig an ihr zu freuen. Noch hier anschließbar, wenn auch mit einem neuen Akzent, ist das nun mit der Renaissance zunehmende wissenschaftliche Interesse an der Pflanzenwelt, das Motiv nämlich, die Vielfalt nun auch zu erforschen, zunächst noch aus medizinischem Interesse, das aber mehr und mehr zurücktritt. Der erste Botanische Garten (Abb. 4), 1545 in Padua gegründet, dessen Form bis heute im Kern erhalten geblieben ist, zeigt nicht nur äußerlich die Beziehung zum Gartenideal des Paradiesgartens des Orients. Und das Titelblatt des 1613 erschienenen, nach dem 1611 vollendeten Eichstätter Botanischen Garten gefertigten „Hortus Eystettensis“ zeigt wohl noch ganz bewußt die Darstellung eines Paradiesmotives, nicht unähnlich vielen Darstellungen des Mittelalters.

„*Deus creavit, Linnaeus disposuit*“ war die stolze und zugleich bescheidene Aussage der ersten umfassenden wissenschaftlichen Botanik auch des 18. Jahrhunderts. Eingebettet in eine umfangreiche Registrierung der Natur ist der Versuch des Sammelns und Pflegens der exotischen Vielfalt der durch Linné und seine Schüler herbeigeschafften Pflanzen. Es ist an diesem Ort sicher wohl bekannt, daß Ludovicus Jungermannus, Ludwig Jungermann also, Professor der Medizin und Botanik,

PIANTA DELL'ORTO DE I SEMPLICI DI PADOVA.

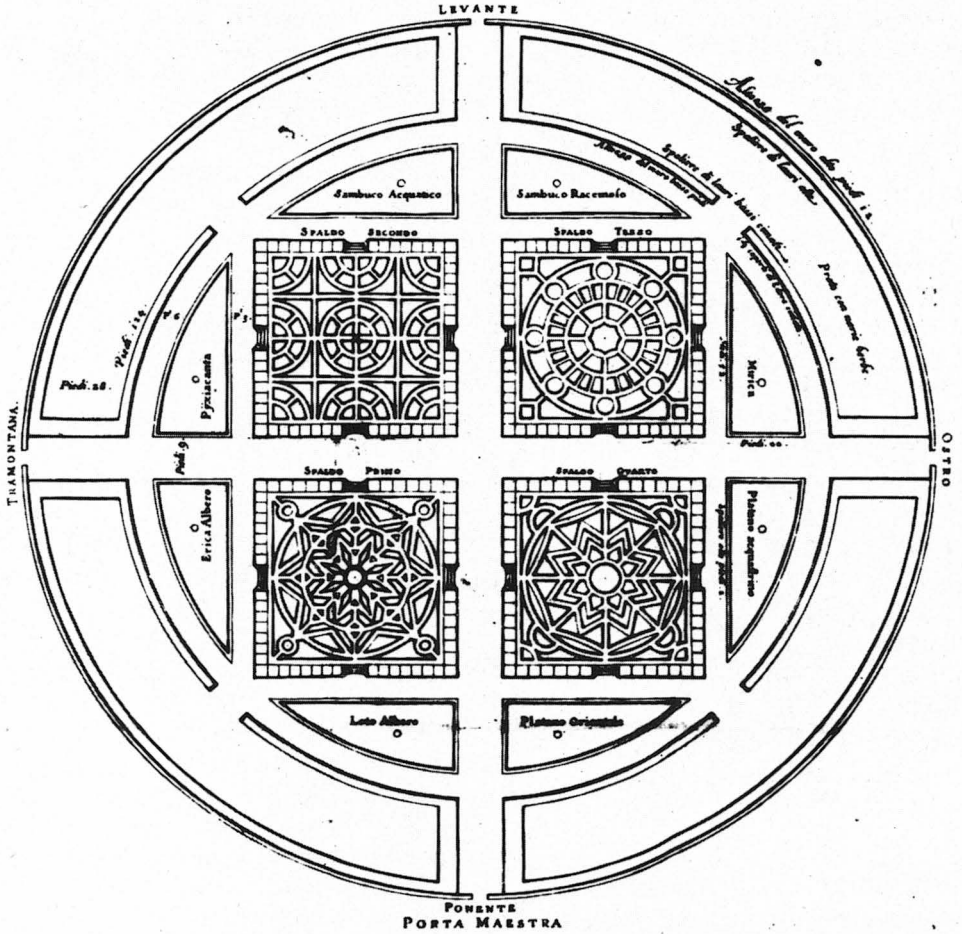


Abb. 4: Plan des Botanischen Gartens von Padua (1591)

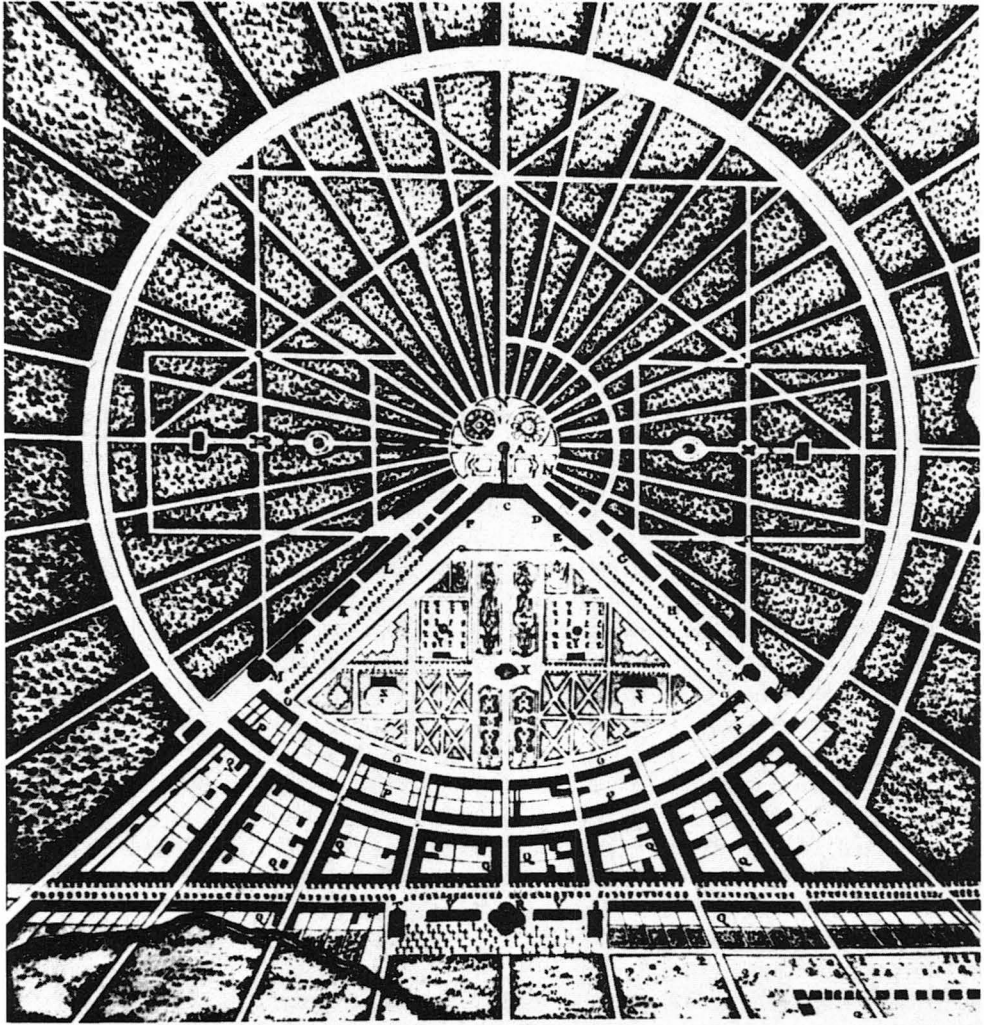


Abb. 5: Plan des Gartens von Karlsruhe (begonnen 1715)

Begründer und Aufseher des zunächst wie an vielen anderen Universitäten so genannten Gießener „Hortus medicus“ war und auch einen Teil des Textes zum genannten Hortus Eystettensis geliefert hat.<sup>26</sup>

Ich möchte nun noch versuchen, kurz zwei Gedanken zu formulieren, die die schon angedeuteten Facetten ergänzen sollen. Ist der geometrische Garten der Renaissance noch durchaus als behutsam ordnendes, an der Symmetrieimmanenz der Natur orientiertes Gebilde anzusehen, so trifft dies für den Barockgarten nur noch zum Teil zu. Er ist die Facette des beherrschenden und herrscherischen Menschenwillens, was sich mit dem absolutistischen Anspruch der Barockfürsten nicht nur äußerlich deckt. Die Vorstellung des Gartens als *Paradies auf Erden* ist damit in den absolutistischen Anspruch des Gotteskönigtums integriert: Der Punkt, von dem für den Herrscher alles zu übersehen ist, liegt im Zentrum, wie es beispielhaft der Plan von Karlsruhe zeigt (Abb. 5). Der Garten ist der Teil der Natur, der vom Menschen vollständig beherrscht wird, dem er seinen Willen aufzwingt. Der Garten wird in den Macht- und Repräsentationsbereich des Schlosses einbezogen. Die Natur ist zurechtgestutzt und den strengen Regeln der Architektur unterworfen oder, wie es die Altmeisterin der Kultur- und Kunstgeschichte des Gartens, Marie Luise Gothein, bei der Schilderung der Gärten der Villa d' Este formuliert hat: Der „Künstler hat hier die Natur benutzt und gemeistert“.<sup>27</sup>

„Der Garten ist sehr schön geschmückt;  
Hier Statuen und dort Kaskaden,  
Die ganze Götterzunft,  
hier Faunen dort Najaden,  
und schöne Nymphen, die sich baden.  
Und Gold vom Ganges hergeschickt,  
und Muschelwerk und güldne Vasen,  
und Porzellan auf ausgeschnittenen Rasen

und buntes Gitterwerk und

– eins such ich nur –

ist's möglich, daß was fehlt?

Nichts weiter – die Natur!“

reimte spöttisch der damals vielgespielte Christian Felix Weisse.<sup>28</sup>

Nicht nur die Gärten, auch die Pflanzen selbst erfahren diesen absoluten Anspruch des Menschen, die Rolle des Erschaffers vom eigentlichen Herrn des Paradieses entgegenzunehmen, in Wirklichkeit jedoch zu übernehmen. Stets freilich sind unter der Hand des pflegenden Menschen neue Spielarten, neue Farben und Formen von Blättern, Blüten und Früchten entstanden, fasziniert wahrgenommen und weitergegeben. Nun aber ist die Pflanze Material, das künstlich verändert werden muß: „Der barocke Mensch hatte seine Welt auch gegen ihre Gesetzmäßigkeit umgestaltet, sie unter Umständen ohne Rücksicht auf Gegebenheiten ‚auf den Kopf‘ gestellt.“<sup>29</sup> Er gestaltete nicht nur mit der Pflanze, sondern er gestaltete auch *die Pflanze selbst*.

Es erstaunt nicht, daß die Verwirklichung des Alleinherrscher-Anspruches im Politischen wie auch in dem uns hier beschäftigenden Bereich eine totale Gegenrichtung herausforderte, die nicht von ungefähr entscheidende Impulse aus dem Land des Liberalismus, England nämlich, erhalten hat. So steht im 18. Jahrhundert dem französischen Garten der englische Garten gegenüber. Es würde hier zu weit führen, das Phänomen „Landschaftsgarten“ in all seinen Ausprägungen und Auswirkungen intensiver zu untersuchen. Ich darf vielleicht zwei Gedanken hierzu umreißen: Der Mensch fühlt sich nicht mehr als Alleinherrscher, er versucht das gewachsene Gefüge der Natur zu begreifen, ästhetisch und ethisch die freie Natur zu werten, dabei sicher entscheidend gefördert durch Ideen, wie sie z. B. Jean Jacques Rousseau vertreten hat.

Aber, und dies der zweite Gedanke: Die Gleichsetzung von Natur und Kunst macht im Grunde den Garten überflüssig; trotzdem gestaltet der Landschaftsgärtner den Garten, ihm ist daran gelegen, die Natur zu verbessern, zwar ihre Elemente – und dies großräumig – zu verwenden, aber sie ideal zu formen. Und, so kann man fragen, ist dies nicht ein noch größerer Anspruch des Menschen, nicht nur einen umgrenzten Raum, einen Garten nämlich, nach seinen Vorstellungen zu gestalten, sondern eigentlich die gesamte Natur zu einem Park und damit zu einem *gigantisch angelegten Garten Eden* umzuformen? Dieser Anspruch mag in vielem der Ausdruck der Sehnsucht sein, alle Konflikte und Schwierigkeiten des Lebens friedlich in einem umfassenden Garten Eden zu lösen.<sup>30</sup> Trotzdem ist der Anspruch die potenzierte Form des „*Machet euch die Erde untertan*“.<sup>31</sup>

Es war wohl die Erkenntnis, daß die Erde als Park im Sinne des englischen Landschaftsgartens im Grunde sich als eine Dimension zu groß erwies und daher nicht realisierbar war, und daß zugleich durch das Gewährenlassen der Natur oder zumindest durch die enge Orientierung an ihren Erscheinungsformen der Mensch sich doch seines Gestaltungswillens beraubt sah, was dazu führte, daß schon En-

de des 19. Jahrhunderts anstelle der Landschaftsgärten die kleineren, überschaubareren, nun wieder voll künstlerisch durchgestalteten Architektengärten mit dem Schlagwort „Raumkunst im Freien“<sup>32</sup> als – so meine ich – weitere Facette des Anthropozentrischen zur Verwirklichung kamen. Es trifft sicher nur einen kleinen Sektor des gesamten Kreises, wenn man versuchen will, die ökologische Bewegung dieser Zeit in einem folgerichtigen historischen Bezug hier anzuschließen. Trotzdem meine ich sagen zu dürfen, daß das Anthropozentrische in der Beziehung des Menschen zu Pflanzen und Gärten einem Erschrecken über dessen Folgen gewichen ist und einem Hinhören und behutsameren Gestalten dieses entscheidenden Teiles der Umgebung des Menschen Platz gemacht hat.

„*Der Mensch*“, so Rudolf Borchardt (1877–1945), „*ist eine Spannung aus verlorengegangener Natur und unerreichbarem Gottschöpfer. Der Garten steht im genauen Mittelpunkt dieser Spannung und verlegt sie je nach ihrer Unregelmäßigkeit im Individuum und der Epoche naturwärts oder schöpferwärts. Dies ist der tiefste Grund, warum der Mensch sich träumt, aus Gärten zu stammen und sich in Gärten zu verklären, sich in Gärten zu erlösen oder mit Gärten zu trösten...*“<sup>33</sup>

### Anmerkungen

<sup>1</sup> Hohelied 4.12–16 (Übersetzung nach *Martin Luther*).

<sup>2</sup> 1. Mose 2.8 und 15 (Übersetzung nach *Martin Luther*).

<sup>3</sup> Zitiert aus *Thacker*, 1979, S. 28.

<sup>4</sup> Ganz allgemein auch in der Bedeutung „Ummauerung“, „Umwallung“ (*Kluge*, *Etymol. Wörterbuch*, 10. Aufl., Berlin und Leipzig, 1924, S. 361).

<sup>5</sup> Vgl. dazu *Kluge*, l. c., S. 166.

<sup>6</sup> *Hieronymus*, Epist. 3, zitiert aus *Stoffler*, 1979, S. 51.

<sup>7</sup> *Lex Salica*, 100 Titel-Text, 42, zitiert aus *Eckhardt*, *Lex Salica*, Weimar, 1953.

<sup>8</sup> *Ibid.*, 8, §1–§2.

<sup>9</sup> Vgl. dazu vor allem *Behling*, 1967, S. 22 ff.

<sup>10</sup> *Physica*, Kap. CXXVII, zitiert aus *Behling*, 1967, S. 113–114.

<sup>11</sup> Vgl. hierzu *Gessner*, 1974, S. 446.

<sup>12</sup> *Behling*, 1967, S. 66.

<sup>13</sup> *Fuchs*, *New Kräuterbuch*, 1543, Kap. CXIX.

<sup>14</sup> *Walahfrid*, *Hortulus*, V. 217–228, zitiert aus *Stoffler*, 1978, S. 87.

<sup>15</sup> Nach *Hoppe*, 1981, S. 153 f.

<sup>16</sup> *Plinius*, *Nat. hist.*, 21, 20, 83, zitiert aus *Lenz*, 1959, S. 317.

<sup>17</sup> *Theophrastos*, *Hist. plant.*, 9, 8, 7, zitiert aus *Lenz*, 1959, S. 315.

- <sup>18</sup> Zitiert aus *Behling*, 1967, S. 135.
- <sup>19</sup> *Paracelsus, Herbarius etc.*, zitiert aus *Behling*, 1967, S. 65; vgl. hierzu auch *Biedermann*, 1978.
- <sup>20</sup> Die Arzneimittellehre des *Dioskurides* ist vor allem durch das Faksimile einer in Wien aufbewahrten Hs. aus dem 5. Jhdt. n. Chr. zugänglich (*Materia medica, Codices selecti Vol. XII, Graz, 1965–1970*).
- <sup>21</sup> Faksimile: *Capitulare de villis, Cod. Guelf. 254 Helmst.* (Dokum. zur dt. Geschichte in Faksimiles, 1, 1, 1971).
- <sup>22</sup> *Fuchs*, *New Kreüterbuch*, 1543, „Vorred“.
- <sup>23</sup> Vgl. dazu insbesondere *Morton*, 1981, S. 7 f.
- <sup>24</sup> Vgl. dazu *Möbius*, 1937, S. 3.
- <sup>25</sup> Vgl. hierzu vor allem die Schilderung samt bildlicher Rekonstruktion bei *Leakey & Lewin*, *Wie der Mensch zum Menschen wurde*, Hamburg, 1978, S. 125–129.
- <sup>26</sup> *Denffer*, 1959, *Schultka*, 1984 und *Mägdefrau*, 1973, S. 49.
- <sup>27</sup> *Gothein*, 1926, S. 268.
- <sup>28</sup> *Christian Felix Weisse* (1726–1804), Verfasser von Rokoko-Theaterstücken und Jugendbüchern. Lyriker. Gedicht zitiert aus: *Die Gärten der Herzöge von Württemberg im 18. Jahrhundert. Ausstellungskatalog Württ. Landesmuseum Stuttgart, Worms, 1981, S. 12.*
- <sup>29</sup> *Keller*, 1976, S. 110; zum folgenden vgl. ebenfalls *Keller*, 1976.
- <sup>30</sup> In diesem Zusammenhang mag interessant erscheinen, daß *Lucas Cranach d. Ä.* und ebenso *Jan Breughel d. Ä.* das Paradies als *offene Landschaft* dargestellt haben.
- <sup>31</sup> 1. Mose 1.28 (Übersetzung nach *Martin Luther*).
- <sup>32</sup> Vgl. dazu *Keller*, 1976, S. 146.
- <sup>33</sup> Zitiert aus *Schnack*, 1962, S. 369.

## Literatur

- Behling, L.*: Die Pflanze in der mittelalterlichen Tafelmalerei. 2. Aufl. Köln, Graz (Böhlau), 1967.
- Biedermann, H.*: *Medicina magica. Metaphysische Heilmethoden in spätantiken und mittelalterlichen Handschriften*. 2. Aufl. Graz (Akad. Druck- und Verlagsanstalt), 1978.
- Denffer, D. v.*: 350 Jahre Gießener Botanischer Garten. – Gießener Hochschulblätter, 7(3), 6 S., Gießen, 1959.
- Gessner, O.*: *Gift- und Arzneipflanzen von Mitteleuropa*. 3. Aufl. Heidelberg (Winter), 1974.
- Gothein, M. L.*: *Geschichte der Gartenkunst*. 2 Bände. 3. u. 4. Tsd. Düsseldorf (Diederichs), 1926. Nachdruck Hildesheim, 1977.
- Harvey, J.*: *Mediaeval Gardens*. London (Batsford), 1981.
- Hoppe, H. A.*: *Taschenbuch der Drogenkunde*. Berlin, New York (de Gruyter), 1981.
- Jünger, F. G.*: *Gärten im Morgen- und Abendland*. München und Eßlingen (Bechtle), 1960.
- Keller, H.*: *Kleine Geschichte der Gartenkunst*. Berlin, Hamburg (Parey), 1976.
- Lenz, H. O.*: *Botanik der alten Griechen und Römer*. Gotha (Thienemann), 1859. Nachdruck Wiesbaden, 1966.
- Mägdefrau, K.*: *Geschichte der Botanik*. Stuttgart (Fischer), 1973.
- Möbius, M.*: *Geschichte der Botanik*. Jena (Fischer), 1937.
- Morton, A. G.*: *History of Botanical Science*. London (Academic Press), 1981.
- Prest, J.*: *The Garden of Eden. The Botanic Garden and the Re-Creation of Paradise*. New Haven, London (Yale Univ. Press), 1981.
- Schnack, F.*: *Traum vom Paradies. Eine Kulturgeschichte des Gartens*. Hamburg (Rütten & Loenig), 1962.
- Schultka, W.*: 375 Jahre Botanischer Garten der Universität Gießen – ein Botanischer Garten im Wandel der Zeiten. In: *Gießener Universitätsblätter XVII* (1984), H. 1, S. 19–31.
- Stoffler, H. D.*: *Der Hortulus des Walahfrid Strabo. Sigmaringen* (Thorbecke), 1978.
- Thacker, Chr.*: *Die Geschichte der Gärten*, Zürich (Orell Füssli), 1979.
- Vogellehner, D.*: *Garten und Pflanzen im Mittelalter*. In: *Franz, G.* (Hrsg.): *Geschichte des deutschen Gartenbaues*, Stuttgart (Ulmer), 1984 (im Druck).



# Hoechst forscht, damit sie eine lebenswerte Zukunft haben.

Forscher von Hoechst suchen nach neuen Arzneimitteln, nach neuen Diagnose- und Therapiemöglichkeiten. Damit unsere Kinder manche Krankheiten gar nicht mehr kennenlernen.

Wir entwickeln neue Pflanzenschutz- und Düngemittel, die zu besseren und ertragreicheren Ernten führen. Damit unsere Kinder morgen noch satt werden.

Forscher von Hoechst finden neue Wege, um unsere Häuser besser zu isolieren. Und sie arbeiten an der Entwicklung alternativer Heizsysteme.

Damit unsere Kinder  
unabhängiger vom  
knappen Öl werden.

Unsere Forscher beteiligen sich an der Verbesserung und Neuentwicklung von Informations- und Kommunikationstechniken. Damit unsere Kinder die bunte Vielfalt der Welt kennenlernen.

Deshalb investierte Hoechst weltweit in den letzten Jahren mehr Geld in die Forschung als jedes andere Chemieunternehmen. 1983 waren es an jedem Arbeitstag über 7 Millionen DM.

Forschen für die Zukunft  
unserer Kinder.



Dieses Motiv erhalten Sie kostenlos  
als farbigen Poster R 10876  
Hoechst AG, Abt. VFW, 6230 Frankfurt am Main 80

**Hoechst** 

## **Seit nunmehr 17 Jahren...**

...ist sie die Seele und der Kopf zugleich des „Reisebüros der Justus-Liebig-Universität“.

Ungezählte Reiselustige haben sich ihren Rat eingeholt und sind dabei nicht schlecht gefahren.



RUTH LENZ

Unter ihrer Leitung hat sich das ursprüngliche AStA-Reisereferat aus kleinen Anfängen heraus längst zu einem „Voll-Reisebüro“ gemauert, das heute allen Anforderungen eines Mammut-Unternehmens, wie es eine moderne Universität wie die unsrige darstellt, gerecht wird.

Ja — mehr noch! Immer auf der Suche nach noch mehr und noch günstigeren Reismöglichkeiten und im engen kollegialen Kontakt mit sämtlichen anderen deutschen, europäischen und überseeischen studentischen Reiseorganisationen ist das Angebot mehr denn sonstwo zugeschnitten speziell auf die universitären Belange.

Ob preisgünstige Urlaubs- oder Dienstreisen, ob Einzel- oder Gruppenfahrten per Bus, Bahn, Schiff oder Flugzeug, ob Studierender, Lehrender oder Mitarbeiter der Verwaltung, Sie sollten sich in jedem Falle von ihr und ihrem jungen Team zuerst die Möglichkeiten sagen lassen, die Sie haben bei allen Ihren Reiseplänen.

### **Studentenreisen Gießen**

**63 Gießen** · Riegelpfad 32/Ecke Ludwigstraße  
Telefon 06 41/7 60 26

**Cornelius Mayer**

## **Das Augustinus-Lexikon – Ein internationales Forschungsvorhaben**

Eigentlich stand er schon immer im Rampenlicht der Öffentlichkeit – der hl. Augustinus, dessen literarisches Gesamtwerk nunmehr, von kompetenten Kennern in über 1000 Artikelstichwörtern gegliedert und wissenschaftlich verarbeitet, der Fachwelt zugänglich gemacht wird. Dieses Forschungsvorhaben liefert nur das vorläufige Schlußglied zu einer Kette von Versuchen, das Denken des wohl größten Kirchenvaters – vielleicht sogar des größten Theologen der christlichen Kirchen überhaupt – zusammenzufassen und zu vermitteln. Doch ehe die Ziele dieses wissenschaftlichen Unternehmens und der Stand der Arbeit daran vorgestellt werden, sollen zunächst Augustins Persönlichkeit und Werk sowie seine geistes- und wirkungsgeschichtliche Bedeutung in der gebotenen Kürze zur Sprache kommen.

### **Leben und Werk des Kirchenvaters**

Aurelius Augustinus wurde am 13. November 354 in Thagaste (heute Souk Ahras) in Algerien geboren.<sup>1</sup> Die Eltern, von denen die Mutter Monnica einen ungleich nachhaltigeren Einfluß auf die geistige Entwicklung des Sohnes ausübte als der Vater Patricius, ließen dem begabten Knaben eine klassische Ausbildung zuteil werden. Nach dem Elementarunterricht in der Vaterstadt besuchte Augustin die Grammatikschule in Madaura und darauf die Hochschule in Karthago, wo er Rhetorik studierte. Noch während seines Studiums nahm er sich eine Konkubine, die ihm um sein 19. Lebensjahr einen Sohn

schenkte. Um dieselbe Zeit fiel ihm Ciceros „Hortensius“ in die Hände. Dieser philosophische Dialog konfrontierte ihn zum erstenmal mit der Sinnfrage, und dies führte zu einer geistigen Wende. Augustin griff zur Bibel. Da ihn aber deren niederer Stil abschreckte, schloß er sich den Manichäern, einer gnostisch-christlichen Sekte an, weil deren Anhänger ihm auf alle ihn bedrängenden Fragen eine Antwort zu geben versprachen. Erst nach neunjähriger Mitgliedschaft wandte er sich von ihnen wieder ab. Inzwischen war er, nicht ohne Hilfe der Manichäer zum Professor ernannt, nach Mailand übergesiedelt. Dort hörte er nicht nur Sonntag für Sonntag die Predigten des Bischofs Ambrosius, er knüpfte zugleich auch Kontakte zu christlich-neuplatonischen Kreisen. Eine erneute Hinwendung zu der jetzt mit einem veränderten Vorverständnis gelesenen Bibel führte im Sommer 386 zu seiner Bekehrung. Ostern darauf ließ er sich von Ambrosius taufen.

Bald nach seiner Bekehrung begann Augustin seine ungemein reiche schriftstellerische Tätigkeit. Noch in Italien entstand eine Reihe von Dialogen meist philosophischen Inhalts. 388 kehrte er nach Thagaste zurück, um dort zusammen mit Freunden ein philosophisch-asketisches Klosterleben zu führen. In seinem literarischen Schaffen wandte er sich jetzt mehr und mehr theologischen Themen zu. Seine Schriften wurden begehrt, sein Ruf verbreitete sich. Anlässlich einer Reise in die Hafenstadt Hippo wurde er durch Akklamation um 390/91 zum Presbyter gewählt und fünf Jahre später zum Bischof ordi-

niert. Als solcher hatte er den Gottesdienst zu leiten, Sakramente zu spenden und zu predigen. Hinzu kam die Vielfalt pastoraler und karitativer Aktivitäten sowie bestimmte Bereiche auch der staatlichen Rechtsprechung. Obgleich er nach seinen eigenen Angaben nicht gerne reiste<sup>2</sup>, so verließ er doch unzählige Male seine Diözese, um an Kirchenversammlungen in Afrika teilzunehmen. Sein bevorzugtes Reiseziel war Karthago, wo er regelmäßig auch predigte und die reich ausgestatteten Bibliotheken frequentierte<sup>3</sup>.

Gewiß hatte das kirchliche Amt Augustins Arbeitsfeld und Lebensrhythmus verändert. Dennoch blieb er auch während dieser rund 40 Jahre allem voran theologischer Schriftsteller. Sein literarisches Schaffen stand so sehr im Dienste der Verteidigung der katholischen Kirche und Lehre, daß man es im Blick auf die darin behandelten Stoffe in drei auch zeitlich einander ablösende apologetische Themenbereiche aufteilen kann: in einen antimanichäischen, einen antidonatistischen und einen antipelagianischen. Aber Augustin war nicht nur einer der größten Apologeten, er war ebenso einer der bedeutendsten Exegeten seiner Zeit, der zahlreiche biblische Schriften kommentierte und sich auch zum wissenschaftlichen Umgang mit der Bibel wegweisend äußerte<sup>4</sup>. Eine eigene Gattung bilden die moraltheologischen Schriften, die er zu verschiedenen Themen des kirchlichen Ethos und der Seelsorge verfaßte. Aus dem Gesamtwerk Augustins ragen drei Schriften hervor, die zur Weltliteratur zählenden „Confessiones“ (13 Bücher), „Der Gottesstaat – De ciuitate Dei“ (22 Bücher) und das theologische Hauptwerk „Über die Dreieinigkeit – De trinitate“ (15 Bücher). Zu den „Confessiones“ bemerkt Augustin selbst: „Meine Bekenntnisse preisen Gott, den Gerechten und Guten

um des Bösen und des Guten willen, das ich in mir gefunden, und sie lenken das menschliche Sinnen und Trachten auf ihn hin. Was mich betrifft, so erfuhr ich dies schon beim Schreiben, und ich erfahre es immer noch beim Lesen. Was andere davon halten, das mögen sie selber sehen. Ich weiß jedoch, daß sie vielen Brüdern gefallen haben und immer noch gefallen.“<sup>5</sup> „De ciuitate Dei“ beeindruckte schon beim Erscheinen der ersten Lieferung die Leser. Kein Geringerer als Macedonius, der Prokonsul von Afrika, fragte sich, was er am Verfasser dieses Mammutwerkes mehr bewundern solle, dessen priesterliche Vollkommenheit oder dessen philosophische Ansichten, die Fülle seines historischen Wissens oder den Reiz seiner Beredsamkeit<sup>6</sup>. An „De trinitate“ arbeitete Augustinus 20 Jahre lang. Weil er die Lektüre dieses Opus nur einer theologisch und philosophisch vorgebildeten Leserschaft zutraute, wollte er es nicht, wie bei anderen Werken gewohnt, in Teilen, sondern nach einer endgültigen redaktionellen Bearbeitung als Ganzes herausgeben. Da aber diese elitäre Leserschaft den Abschluß des Werkes kaum abwarten konnte, entwendete man ihm einfach die ersten 12 Bücher, ehe die restlichen drei geschrieben waren<sup>7</sup>.

Bei aller Dringlichkeit und Vorrangstellung der Seelsorge, die Augustin als Bischof auch anerkannte, vergaß er mitnichten, daß die Seelsorge ohne die Theologie leer läuft und versandet. Die Verflechtung von Seelsorge und Theologie kennzeichnet sein kirchliches Amtsverständnis. Dies zeigen neben den 545 Predigten, die uns von ihm überliefert sind (etwa ein Zehntel aller gehaltenen), auch das umfangreiche Korpus seiner Briefe (246 überlieferte – das Ganze wird auf das Vier- bis Achtfache geschätzt), durch die er auf die gebildete Welt von damals nicht weniger einwirkte.



Abb. 1: Die älteste Darstellung des heiligen Augustinus; ein Fresko im Lateran aus dem 6. Jahrhundert

Augustin war 72 Jahre alt, als er sich zur Entlastung im Amt einen Nachfolger suchte. Er erklärte seiner Gemeinde, er wolle sein gesamtes schriftstellerisches Schaffen einer kritischen Revision unterziehen. Während er daran arbeitete, verfaßte er immer noch auch neue Werke. Aber im Jahre 430 – Hippo war bereits einige Monate von den Vandalen umlagert – waren seine Kräfte erschöpft. Den Untergang der Stadt hat er nicht mehr erlebt. Die letzten 10 Tage verbrachte er allein, die Bußsalmen betend, die er an die Wand heften ließ. So starb er am 28. August 430 in Gegenwart des für ihn betenden Klerus.

### **Hohe Wirkungsgeschichte Augustins durch rasche Verbreitung seines Schrifttums**

Trotz seines bescheidenen Charakters wußte Augustin seine überragende Begabung richtig einzuschätzen. So ließ er sein Gesamtwerk schon zeit seines Lebens katalogisieren<sup>8</sup>. Mit seinem immensen Opus, das die folgenden Jahrhunderte hindurch sorgfältig tradiert und häufig auch kommentiert wurde, blieb er bis in die Gegenwart hinein lebendig. Nichts zeigt seine außergewöhnlich hohe Wirkungsgeschichte besser als die rasche Verbreitung seines Schrifttums. Das lexikalische Interesse (im weiteren Sinn des Begriffes „lexikalisch“) am augustinischem Oeuvre setzt früh ein. Schon 20 Jahre nach Augustins Tod begannen Männer der Kirche sein Werk in sogenannten Sentenzensammlungen und Florilegien zu verarbeiten und zu verbreiten. So exzerpierte der Laientheologe Prosper von Aquitanien um 450 aus dem augustinischen Schrifttum 390 Lehrmeinungen in Form von Sentenzen<sup>9</sup>, und bereits ein halbes Jahrhundert darauf veröffentlichte der Mönchsabt Eugippius bei Neapel seine

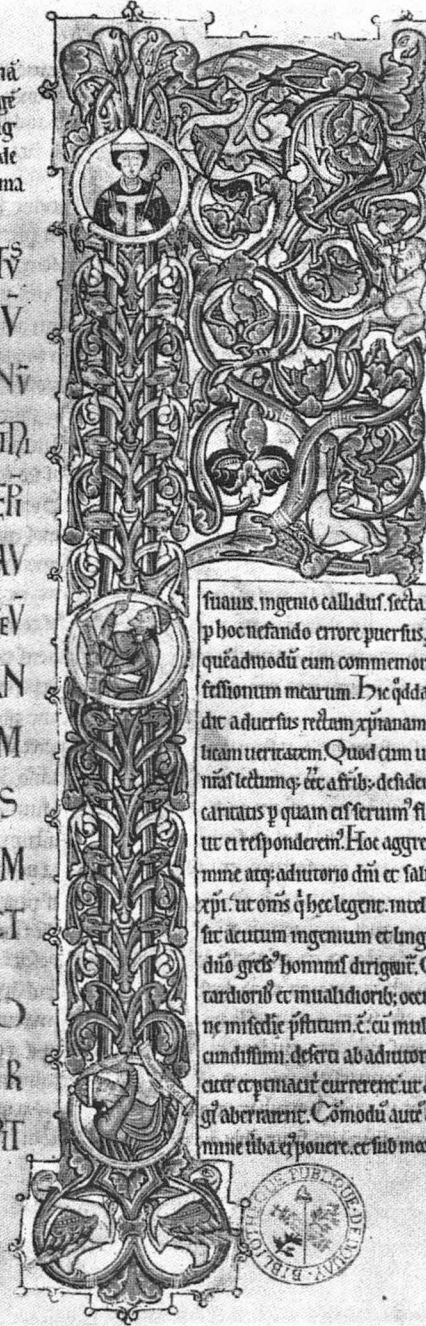
348 Sentenzen umfassenden „Excerpta ex operibus Sancti Augustini“<sup>10</sup>. Indes lassen beide Excerptoren das erkenntnisleitende Interesse bei ihrer Auswahl leicht erkennen: Prosper's Sammlung konzentriert sich auf die augustinische Gnaden- und Prädestinationslehre, die des Eugippius stellt den Kirchenvater allem voran als Verteidiger der Orthodoxie und als Ketzerbekämpfer vor<sup>11</sup> (Abb. 2).

In der Flut mittelalterlicher Stellensammlungen aus der altkirchlichen Literatur übertreffen die „Libri quattuor Sententiarum“ des Petrus Lombardus (†1160) alle übrigen. Darin wird von den ca. 1 500 Sentenzen aus der gesamten Patristik Augustin am häufigsten, ungefähr 950 mal angeführt<sup>12</sup>. Sein überragender Einfluß auf die Theologie der Scholastik leuchtet ein, wenn man weiß, daß ein künftiger Magister der Theologie zuvor als Baccalaureus sententiarius 1 bis 2 Jahre über diese Sentenzen des Lombarden Vorlesungen zu halten hatte, um mit der ganzen Theologie vertraut zu werden.

Offensichtlich reichten im ausgehenden Mittelalter solche Sentenzensammlungen nicht mehr aus, um den Bedarf an augustinischen Sätzen für die Theologie und Spiritualität abzudecken. Deshalb erstellte der Augustinertheologe und Wegbereiter des Humanismus, Bartholomaeus von Urbino, im 14. Jahrhundert sein später sogar fünfmal nachgedrucktes Milleloquium Sancti Augustini“, das unter 1 000 alphabetisch geordneten Stichworten ca. 15 000 Exzerpte aus dem augustinischen Oeuvre aufnahm<sup>13</sup>. Da allerdings dieses „Milleloquium“ sich nicht zuletzt im Blick auf die Echtheit zahlreicher Texte als ungenau erwies, veröffentlichte der Dominikaner David Lenfant 1656 und 1665 in Paris eine Sammlung augustinischer Sätze nach Art einer Bibelkonkordanz, der er den Titel gab: „Concordantiae Augustinianae sive Collectio omnium sententia-

ratio est: cur ea dixerit etiam  
apostolus in bonis: propter legem  
scilicet in membris. repug-  
nantem legi mentis. que de  
peccato accidit: non de prima  
insemitatione nature.

INCIPIT TEXTVS  
TRIGINTA TRIV  
DISPVATIONV  
AVRELI AVGVSTINI  
IPPONIENSIS EP  
CONTRA FAV  
STVM MANICHEV  
BLASPHEMIAN  
TEM LEGEM  
ET PROPHEAS  
QVAS ETIAM  
LIBROS VOCAT  
DISPVATIO  
SIVE LIBER  
PRIMVS INCIPI



AVSTVS  
QVA  
EVIT  
GENE  
AFER  
CIVTATE  
MILEVI  
TADVS.  
ELOQO

suavis. ingenio callidus. secta manicheus. ac  
p hoc nefando errore perversus. Noueram ipse  
que admodum cum commemoravi in libro con-  
fessionum mearum. Hic quidam uoluit edi-  
dit aduersus rectam christianam fidem. et catho-  
licam ueritatem. Quod cum uenisset in man-  
nas lectumque: et a fratribus. desiderauerunt: eum  
caritatis pro quam eis seruum flagitauerunt.  
ut ei responderem. Hoc aggrediar nunc in no-  
mine atque adiutorio domini et saluatoris nostri  
christi. ut omnes qui hanc legem. intelligant quod nichil  
sit acutum ingenium et lingua exposita. nisi a  
domino greb homines dirigitur. Quod multos eorum  
tardior et inualidioribus. occulta equitate diu-  
ne misericordie psumunt. Et cum multi accurrunt et fa-  
cundissimi. deserta ab adiutorio dei. ad hoc uelo-  
citer et pmaerit currerent: ut a ueritate ma-  
gis aberrarent. Commodum autem arbiter sub eius no-  
mine uerba et ponere. et sub mea responsione mea.



Abb. 2: Augustinus diskutiert mit dem Manichäer Faustus von Milëve. Miniatur aus dem 12. Jahrhundert. (Bibliothek Douai)

rum quae sparsim reperiuntur in omnibus Sancti Augustini operibus“. In zwei stattlichen Folios mit je rund 1000 Seiten bietet diese Konkordanz unter ca. 8000 Stichwörtern (hochgerechnet) 60000 Stellen. Da Lenfant noch eine eigene „Biblia Augustiniana“ erstellte, mit der er des Kirchenvaters exegetische Bemühungen lexikalisch erfasst hatte, klammerte er biblische Namen wie „Aaron“, „Abel“ etc. aus seiner Lemmataliste aus und beschränkte sich, wie er in seinem Vorwort erklärt, auf augustinische Begriffsbestimmungen, Lehrauffassungen, Beschreibungen von Sachen und Sachverhalten. Neben dem „Milleloquium“ blieb diese Lenfantsche Konkordanz eine der wichtigsten und wohl auch meist benützten Sammlungen für Augustinuszitate in den nicht historisch-kritisch arbeitenden Veröffentlichungen.

Einen anderen Weg der Aufschlüsselung des augustinischen Oeuvres beschränkten die bald nach der Gutenbergischen Erfindung einsetzenden Gesamteeditionen. Alle Editoren waren von Anfang an bestrebt, ihre Ausgaben mit umfangreichen Indices zu versehen. Größte Verbreitung erlangte die Edition der Mauriner (Mönche der Benediktinerkongregation St. Maur) aus dem 17. Jahrhundert nicht zuletzt deshalb, weil diese dann im 19. Jahrhundert mit nur wenigen Änderungen in die von J. P. Migne (1800–1875) herausgegebene reichhaltigste Sammlung christlicher Texte, in die lateinische Reihe des „Patrologiae Cursus Completus“<sup>14</sup>, aufgenommen wurde. Von den Maurinern, die in ihrer Ausgabe die unechten und zweifelhaften Schriften des Kirchenvaters (*opera spuria et dubia*) von den echten auch drucktechnisch schieden, übernahm Migne ebenfalls den doppelten Index, den zu den echten Schriften und den zu den unechten. In den Indices der Gesamtausgaben werden indes den Lemmata nicht mehr vollständige

ge Sentenzen, sondern zu Phrasen zusammengezogene Abstracta mit Stellenangaben zugeordnet. Eine imponierende Leistung, wenn man bedenkt, daß der Index zu den 12128 Kolonnen der als echt angesehenen Schriften selbst 637 Kolonnen umfaßt, und daß jede Kolonne durchschnittlich 90 bis 100 Referenzen enthält. Noch im vergangenen Jahrhundert begann die Österreichische Akademie der Wissenschaften mit einer kritischen Edition der Werke Augustins in der Reihe ihres „Corpus Scriptorum Ecclesiasticorum Latinorum“ (CSEL). Die Indices der bisher erschienenen Bände sind unterschiedlich sowohl hinsichtlich ihres Umfangs wie auch ihrer Qualität<sup>15</sup>. Nach Anregung zur Erarbeitung eines „Lexicon Augustinianum“ Anfang der 70er Jahre durch R. Hanslik erschien dann 1973 bereits unter Zuhilfenahme des Computers als erste Vorarbeit dazu ein vollständiger Werksindex zu dem Dialog „De ordine“<sup>16</sup>. Nach dem zweiten Weltkrieg plante der Verlag Brepols in Turnhout (Belgien) eine weitere kritische Edition patristischer Texte. Er brachte 1954 in der Reihe „Corpus Christianorum Series Latina“ (CCSL) als erste Augustinusschrift den Band 36, „Tractatus in Euangelium Ioannis“, heraus. Mit der Drucklegung der Augustinus-Texte in Brepols beabsichtigten niederländische Gelehrte zugleich die Erstellung eines „Thesaurus Linguae Augustiniana“<sup>17</sup>. In einer mühsamen Arbeit begann man die einzelnen Publikationen von Hand zu verzetteln. Unter der Direktion von L. Verheijen und M. Schrama erschienen seit 1976 durchlemmatisierte vollständige Indices zu den CCSL-Bänden: 27, 36, 38, 39, 40, 47, 48, 50 und 50 A. Die Indices zu den jüngsten Bänden werden freilich inzwischen ebenfalls mit Hilfe des Computers erstellt, und zwar in Louvain-la-Neuve (Belgien) unter der Leitung von P. Tombeur<sup>17</sup>.



Augustins außergewöhnliche wirkungsgeschichtliche Bedeutung unterstreicht neben dieser methodisch zunehmend sich verfeinernden Arbeit an den Quellen die heutzutage selbst vom Fachmann kaum mehr wahrzunehmende immense Sekundärliteratur. Sie setzte mit dem Siegeszug der historisch-kritischen Methode in den geisteswissenschaftlichen Darstellungen im vergangenen Jahrhundert ein und erreichte ihren Höhepunkt in den 50er Jahren unseres Jahrhunderts. Die Zahl der Veröffentlichungen bewegt sich Jahr für Jahr immer noch zwischen den unteren Hunderten. Selbst Spezialbibliographien verzichteten von vornherein auf Vollständigkeit<sup>18</sup>. Dennoch sind sie als Arbeitsinstrument gerade im Blick auf die Gliederung der Literatur in bestimmte Themenkreise von großem Wert. Hervorzuheben sind in diesem Zusammenhang die 352 Seiten umfassenden, ebenfalls in Themenbereiche aufgeteilten Rezensionen der Augustinus-Literatur zwischen den Jahren 1954 und 1970 von R. Lorenz<sup>19</sup> sowie das „Bulletin Augustinien“ in der in Paris erscheinenden Fachzeitschrift „Revue des Études Augustiniennes“, das seit 1955 jede erreichbare direkte wie auch indirekte Publikation zu Augustinus nicht nur verzeichnet, sondern vieles davon auch mehr oder weniger ausführlich rezensiert.

### **Die Konzeption des Augustinus-Lexikons**

Bei all dieser Redundanz in der traditionellen Augustinus-Forschung gab es und gibt es in ihr immer noch Lücken. Eine solche ist u. a. das Fehlen einer lexikalischen Darstellung des Lebens und Werkes des großen Kirchenlehrers. Als ich mich bei der Abfassung meines Artikels „Taufe und Erwählung. Zur Dialektik des sacramentum-Begriffes in der antidonatistischen Schrift Augustins: De baptismo“

für die Zumkeller-Festschrift<sup>20</sup> nach einer bündigen Zusammenfassung der Prädestinationslehre Augustins umsah, kam mir dieser Mangel unmittelbar zum Bewußtsein. Wohl findet man in den verschiedenen theologischen und philosophischen Handbüchern, speziell im Reallexikon für Antike und Christentum, eine Fülle von Hinweisen darüber, was Augustin über bestimmte Begriffe lehrte. Da diese jedoch anders konzipiert sind bzw. andere Ziele verfolgen, reichen sie für gewöhnlich nicht aus, um den an Augustin besonders Interessierten zu informieren. Schon bei meinen ersten Konsultationen durch die Fachleute (K. Rahner, J. Ratzinger, B. Kötting, E. Iserloh, E. Dassmann, R. Lorenz – alle Herausgeber und Mitarbeiter einschlägiger Lexika) wurde mir das Interesse der wissenschaftlichen Welt an der Konzeption eines eigenen Augustinus-Lexikons klar. Hinzu kommt die Tatsache, daß Augustin in der abendländischen Geistesgeschichte zu jenen einsamen Spitzen gehört, die nicht nur die Theologie und die Philosophie beeinflusst hatten und immer noch beeinflussen, sondern auch andere Fachgebiete, wie die der Philologie, der Psychologie, der Linguistik, der Politikwissenschaften ganz allgemein – um nur einige zu nennen. Geistesgeschichtliche Abhandlungen in den genannten Fächern kommen an der Lehre Augustins und an seinem Einfluß auf die Nachwelt einfach nicht vorbei. Weil jedoch die Augustinus-Forschung einerseits, wie gezeigt, gerade in unserem Jahrhundert ein ungewöhnlich hohes Maß an Expansion und Spezialisierung erfahren hatte, andererseits aber der Fachmann, besonders der dozierende, durch eine ständig zunehmende Lehrverpflichtung an den Hochschulen die ins Uferlose anwachsende Literatur nicht mehr überschaut, besteht ein dringendes Bedürfnis, zum augustinischen Werk wieder einen direkten Zugang zu schaffen.

Die Konzeption des Augustinus-Lexikons sollte dies ermöglichen.

Mein damaliger Oberer, P. Manfred Jasper, Provinzial der Deutschen Augustinerordensprovinz, begrüßte spon-tan das Vorhaben. Unter der Leitung sei-nes Nachfolgers, P. Dr. Arno Meyer, stell-te das Provinzialkapitel 1975 auf meinen Antrag hin die notwendigen Räume im Augustinus-Institut zu Würzburg sowie die Benützung der Fachbibliothek dieses Institutes unentgeltlich zur Verfügung. Darüber hinaus genehmigte es mir eine Starthilfe von DM 20000. Inzwischen suchte ich Kontakte zu den Zentren der Augustinus-Forschung in Paris (Études Augustiniennes), Rom (Institutum Patri-sticum Augustinianum), Wien (Kirchen-väterkommission der Österreichischen Akademie der Wissenschaften), Eindhofen in Holland (Thesaurus Linguae Augu-stiniana) u. a., um Formen möglicher Zu-sammenarbeit zu erörtern. Wichtigste Voraussetzung für die Durchführung des Vorhabens war jedoch die Zusammenset-zung des Herausbergremiums. Es war mir von Anfang an klar, daß ein solches Unternehmen nur auf internationaler Ebene in Zusammenarbeit mit einer An-zahl von Experten zu leisten ist. Bis zur Genehmigung des Antrages auf Gewäh-rung einer Sachbeihilfe bei der Deutschen Forschungsgemeinschaft im Jahre 1978 gelang es mir, folgende namhafte, in der Augustinus-Forschung ausgewiesene Wissenschaftler als Mitherausgeber zu ge-winnen: die Professoren Erich Feldmann (Alte Kirchengeschichte – Univ. Mün-ster), Wilhelm Geerlings (Christliche Archäologie und Alte Kirchengeschichte – Univ. Bochum), Goulven Madec (Klassi-sche Philologie und Philosophie – Institut Catholique Paris), Gerard O'Daly (Lectur-er in Classics – Univ. Lancaster), Alfred Schindler (Alte Kirchengeschichte, Patri-stik und Dogmengeschichte – Univ.

Bern), Otto Wermelinger (Alte Kirchen-geschichte, Patristik und Dogmenge-schichte – Univ. Fribourg) und Antonie Wlosok (Klassische Philologie – Univ. Mainz). Seit 1981 gehörten Reinhart Her-zog (Klassische Philologie – Univ. Biele-feld) und seit 1984 Serge Lancel (Ge-schichte und Archäologie von Nordafrika – Univ. Grenoble) zum Editionsstab. Im Sept. 1983 verloren wir durch den plötzli-chen Tod des Kollegen Jürgen Christern einen hervorragenden und engagierten Berater für Fragen der Prosopographie und Topographie des christlichen Nord-afrika der Augustinzeit.

In den Jahren 1976 bis 1978 trafen sich Mitglieder des Herausbergremiums mehrere Male zur Ausarbeitung des Kon-zeptes im Augustinus-Institut in Würz-burg. Dabei wurden die Kriterien des Lexikons diskutiert, einige Probeartikel ver-faßt, eine Liste der Lemmata aufgestellt, die einzelnen Artikelstichworte gewichtet, der Umfang des Lexikons kalkuliert und ein Zeitplan veranschlagt. Anerkannte Augustinisten erhielten mit der Bitte um kritische Stellungnahme Einblick in das Konzept.

Nach seinem Grundkonzept will das Au-gustinus-Lexikon sowohl ein Begriffs- als auch ein Reallexikon sein. Es stellt näm-lich in fortlaufender alphabetischer Rei-henfolge nicht nur Begriffe vor, es erfaßt auch Personen und Sachen, die für das Le-ben, das Werk und die Lehre Augustins von Bedeutung sind. Über die Mitteilung von Daten und Fakten hinaus will es auch größere Zusammenhänge aufzeigen und komplexe Sachverhalte beleuchten. Die Darstellung berücksichtigt deshalb nicht nur Augustins Biographie und Schriften umfassend; sie bezieht auch seine kirchen-politische Stellung, die Persönlichkeiten seiner Umgebung sowie den gesamten zeitgeschichtlichen Kontext mit ein. Die Wirkungsgeschichte Augustins bleibt aus

begreiflichen Gründen – die notwendigen Vorarbeiten zu einem solchen Mammutunternehmen sind längst noch nicht abgeschlossen – unberücksichtigt. Der äußeren Form nach soll das Lexikon 4 bis 5 Textbände sowie einen Registerband umfassen. Es verwendet lateinische, den Schriften Augustins entnommene Lemmata. Gerade die Aufschlüsselung durch lateinische Termini aus der Sprache Augustins soll ein möglichst hohes Maß an Authentizität gewährleisten. Die verlegerische Betreuung des Lexikons liegt beim Verlag Schwabe & Co. AG Basel/Stuttgart. Die Publikation erfolgt in Faszikeln.

### **Die Arbeit am Augustinus-Lexikon**

Im Dezember 1978 hat der Hauptauschuß der Deutschen Forschungsgemeinschaft den Antrag auf Sachbeihilfe genehmigt und das Augustinus-Lexikon in die Liste der von ihr geförderten Langzeitprojekte mitaufgenommen. Wir begannen unverzüglich mit der Artikelvergabe. Jedoch schon bald wurden wir mit einem Problem konfrontiert, dessen Lösung das Erscheinen der ersten Faszikel um Jahre verzögern mußte: Einige Autoren erklärten sich zur Bearbeitung der ihnen angebotenen Artikel nur unter der Bedingung bereit, daß die Redaktion ihnen neben der einschlägigen Literatur auch das möglichst vollständige Wortmaterial zur Verfügung stellt. Nach umfassenden Erkundigungen in der Fachwelt faßte das Herausgebergremium die Erstellung einer vollständigen augustiniischen Wortkonkordanz mit Hilfe der elektronischen Datenverarbeitung (EDV) ins Auge. Ein solcher, auf Datenträger gespeicherter und jederzeit abrufbarer Index informiert nicht nur schnell und zuverlässig über sämtliche Stellen eines gesuchten Wortes im Gesamtwerk Augustins, er vermag darüber hinaus zu jeder dieser Stellen

auch ein gewünschtes Maß an Kontext zu liefern, so daß ein Autor anhand dieses Kontextes zugleich auch etwas über die Relevanz einer Stelle für die Abfassung seines Artikels ersehen kann. In der Fachwelt nennt man ein solches Hilfsmittel einen KWIC-Index (KWIC = Key-Word-In-Context). Da die Erstellung eines solchen Index – das augustinische Oeuvre umfaßt immerhin etwa 5 025 000 Wörter – viel Zeit und Geld kostet, mußten wir bei der Deutschen Forschungsgemeinschaft einen Zusatzantrag für dieses Vorhaben einreichen, der nach langen Verhandlungen im April 1981 aufgrund ausgezeichneter Gutachten doch noch genehmigt wurde.

Ich habe über die Arbeit an der augustiniischen Wortkonkordanz, zu deren Erstellung bereits auch die Gießener Universität ihr nicht geringes Scherflein beitrug, schon anderenorts ausführlich berichtet<sup>21</sup>. Nach ihrer Fertigstellung um Ostern 1983 haben wir die Forscher in aller Welt in rund 200 geisteswissenschaftlichen Zeitschriften über die Möglichkeit der Benutzung informiert. Anfragen sind entweder an die Redaktion in Würzburg zu richten oder an die hiesige Arbeitsstelle im Fachbereich Religionswissenschaften. Leider ist es mir wegen der Inkompatibilität der Rechner der Universität Würzburg (die Daten sind dort gespeichert) und der Universität Gießen nicht gelungen, den Index hierherzubringen, so muß das erbetene Material jeweils in Würzburg abgerufen werden. Die Nachfrage ist denkbar reg.

Wie erfolgt das Abrufen? Die Redaktion besitzt eine Wortformenliste mit Frequenzangaben. In dieser Liste hat jede Wortform eine Kennzahl. Bei Anfragen werden vom Sachbearbeiter (einem Studenten der Klassischen Philologie) die für ein gewünschtes Stichwort relevanten Kennzahlen zusammengestellt und in eine

für den Benutzer arbeitstechnisch vorteilhafte Reihung gebracht. Bei der Erstellung des Indexmaterials stehen nämlich dem Bearbeiter (angefangen von der Wiedergabe aller Belege zu einer einzigen Wortform bis zur Dokumentation ganzer Wortfelder oder auch Begriffsoppositionen) viele Möglichkeiten der Kombination zur Verfügung. Auf Wunsch kann freilich das benötigte Wortmaterial auch auf eine Einzelschrift oder auf eine bestimmte Gruppe von Schriften eingegrenzt werden. Ähnliches gilt hinsichtlich des Abrufens von Zitaten. In der Regel folgt die Reihung der einzelnen Formen dem Aufbau eines Werkes bzw. der Chronologie der Werke. Der Benutzer kann auf diese Weise den augustinischen Gebrauch eines Wortes sozusagen linear durch das ganze Oeuvre des Kirchenvaters verfolgen. Obgleich der vorhandene Index aller einzelnen Formen als hilfreiches Instrument die Arbeit nicht nur am Lexikon, sondern an der Augustinus-Forschung generell wesentlich erleichtert, so hat er als reiner Formenindex doch noch seine Mängel, die nur durch eine Lemmatisierung zu beheben sind. Wäre er durchlemmatisiert, d. h. wären sämtliche Formen eines Nomen oder eines Verbum z. B. von „ferre“: fero, fers . . . , tuli, tulisti . . . , etc. einer einzigen Leitform (z. B. fero) zugeordnet, so genügte beim Abrufen die Eingabe nur einer Ziffer statt vielleicht über 100 anderer. Übrigens gibt auch erst der lemmatisierte Index Auskunft über den Wortschatz Augustins. Leider hat die Deutsche Forschungsgemeinschaft unseren Antrag auf eine Lemmatisierung des Index abgelehnt. So bleibt die erstellte Konkordanz ein Torso. Dennoch ist durch die vorhandenen Variationsmöglichkeiten in den Programmen bereits ein bemerkenswert hohes Maß an Präzision bei der computergesteuerten Erforschung des augustinischen Wortschatzes erreicht. Dem Forscher ist

sozusagen durch ein Nebenprodukt der Arbeit am Lexikon ein Mittel in die Hand gegeben, das die Begrenzung der infolge des Umfanges des Textkorpus nicht selten die Grenzen menschlicher Arbeitskapazität überschreitenden Materialfülle auf den jeweils relevanten Ausschnitt gestattet. Das weitgefächerte Angebot unterschiedlicher Verfahren der Wortschatzerfassung sichert dem Index selbst in seiner derzeitigen Form stets eine Überlegenheit gegenüber sämtlichen publizierten Materialien zum Wortschatz Augustins, weil hier die Offenheit in der Methode der Materialaufbereitung gewahrt bleibt, die sich ein gedruckter Index mit der Festlegung auf eine bestimmte Weise der Materialauswertung vergibt.

Selbstverständlich ist unsere Hauptaufgabe nicht die Verwaltung des Index, sondern die Edition des Lexikons. Die Suche nach kompetenten Autoren bereitet uns allerdings nunmehr wegen des Angebotes einer vollständigen Wortkonkordanz keine Schwierigkeiten mehr. Die redaktionelle Bearbeitung der Artikel – für den ersten geplanten Doppelfaszikel liegen bereits sämtliche 63 Beiträge vor – erfolgt ebenfalls mit EDV-Hilfe. Und zwar wird jeder eingegangene Artikel zunächst von zwei Mitgliedern des Herausbergremiums begutachtet, sodann von Hilfskräften (Studenten der Klassischen Philologie in Gießen) auf Korrektheit der Zitation hin überprüft. Erst nach Beseitigung festgestellter Mängel – nur selten müssen Artikel neu vergeben werden – erfolgt in Würzburg die redaktionelle Bearbeitung. Ist diese abgeschlossen, so werden die Texte an der Arbeitsstelle des „Augustinus-Lexikons“ an der JLU mit EDV erfaßt; d. h. die mit bestimmten Steuerzeichen versehenen Artikel werden im Gießener Rechenzentrum gespeichert.

Dieses Erfassen der Texte mit EDV bietet immense Vorteile: 1. Das Verfahren er-

laubt ein beliebiges Korrigieren und auch ein quantitatives Verändern der Texte im nachhinein. 2. Da das Lexikon Artikel in deutscher, englischer und französischer Sprache enthält, kompliziert sich die Erstellung des Registerbandes. Dem kann und soll durch EDV abgeholfen werden. Denn bekanntlich ist der Computer in der Lage, buchstäblich alles, was er einmal erfaßt hat, nach Programmen zu sortieren und sortiert wiederzugeben. Das bedeutet: nach der Bearbeitung des letzten Faszikels des Lexikons mit EDV dürfte praktisch auch der Indexband fertig sein. Natürlich mußte zuvor die Zusammenarbeit zwischen dem Rechenzentrum Gießen und dem Schwabe-Verlag in Basel (Schaffung eines gemeinsamen Programmes, Kompatibilität der Anlagen, etc.) geklärt werden. Sind auch die gespeicherten Texte korri-

giert, so können sie von den Magnetbändern direkt in den Druck gehen.

Was die Einzelausführung der Artikel betrifft, so haben wir diese in drei Gruppen, nämlich in Begriffe, Realien und Schriften Augustins, aufgeteilt. Bei der Bearbeitung sind gewisse Richtlinien zu beachten. Hinsichtlich der Begriffe gilt: Vor der eigentlichen Darstellung ist der gesamte Begriffskomplex zu erfassen. Dabei wird ein kurzer Überblick über die Entwicklung des zu bearbeitenden Begriffes die Regel sein. Den Kern des Artikels bilden die Verwendung und die theologisch-philosophische Relevanz bei Augustin bzw. bei seinen Kontrahenten.

Die Realien ergeben sich aus drei Bereichen: 1. der Prosopographie, 2. der Geographie, Archäologie und Topographie und 3. aus dem Kult und aus der Liturgie.

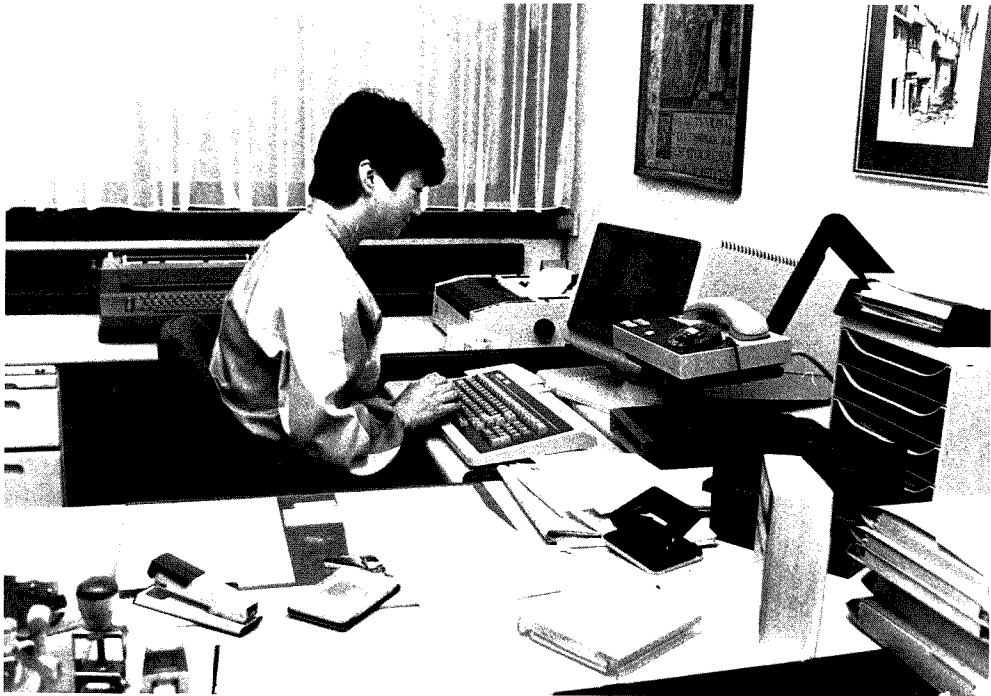


Abb. 3: Eingabe der Artikel in den Computer durch den Terminal in den Gießener Arbeitsräumen

Artikel über Personen aus Augustins engerer und weiterer Umgebung sollen die wichtigsten biographischen Daten mit Quellenangaben enthalten, ferner eine Charakteristik ihrer Wirkung auf die Zeit Augustins ganz allgemein und auf Augustins Person und Werk insbesondere. Bei Gestalten der Heilsgeschichte ist neben der Darstellung der Bedeutung, welche die darzustellende Person im augustininischen Verständnis der Bibel hat, gegebenenfalls auch die voraugustinische und zeitgenössische Exegese zu berücksichtigen. Artikel über Städte, Landschaften, Kultstätten sollen nicht nur über deren geographische Lage, archäologischen Befund und historische Bedeutung informieren, sondern diese zugleich in den sozialen, kulturellen und politischen Kontext zur Zeit Augustins einordnen und ihre spezifische Bedeutung für Augustinus aufzeigen. Bei den Artikeln über Sakramente, Sakramentalien und Feste sind nicht nur deren theologische Relevanz, sondern auch deren rechtliche, institutionelle und pastorale Aspekte zu berücksichtigen.

Für die Behandlung der Schriften Augustins schließlich gelten folgende Gesichtspunkte: Um dem Leser die biographische Einordnung zu ermöglichen, sind die Umstände der Entstehung aufzuzeigen und die benutzten Quellen anzuführen. Der Aufbau eines Werkes ist zu verdeutlichen, der Inhalt vollständig, jedoch möglichst knapp wiederzugeben und das Werk in das Ganze des augustininischen Oeuvre einzuordnen. Die handschriftliche Überlieferung wird aufgezeigt, und die führenden Textausgaben und Übersetzungen sowie Kommentare werden angegeben. Es bleibe nicht unerwähnt, daß in den einzelnen Artikeln aller Gattungen der Forschungsstand aufzuzeigen, die vom Standpunkt des Verfassers abweichenden Meinungen zu referieren und Umstrittenes als solches zu kennzeichnen ist. Jeder Artikel soll

auch über die wichtigste Literatur Auskunft geben.

Dieser Hinweis auf die Literaturangabe führt uns zum letzten Teil unserer Darstellung über die Arbeit am Lexikon. Denn die bibliographische Aufarbeitung der (hochgerechnet) rund 50000 Titel umfassenden Sekundärliteratur zu Augustins Person und Werk geht als Sonderprojekt ebenfalls aus dem Unternehmen des Lexikons hervor. Die Arbeit dazu wird, nachdem sich die herkömmlichen Methoden der Literaturerfassung als ineffizient erwiesen, seit Sommer 1983 von entsprechend qualifizierten Hilfskräften (zum größten Teil Studenten der Theologie und der Klassischen Philologie an der Universität Gießen) mit EDV-Einsatz durchgeführt. Die neue Methode bietet unübersehbare Vorteile gegenüber allen publizierten Bibliographien, weil letztere häufig genug schon am Tage nach ihrer Publikation nicht mehr auf dem neuesten Stand waren. Dagegen ermöglicht eine computergesteuerte Literaturerfassung gerade infolge ihrer prinzipiellen Unabgeschlossenheit eine ständige Vervollständigung und auch Vervollkommnung der Bibliographie sowohl der Quantität wie auch der Qualität nach. Freilich ist dieses Projekt nicht weniger kostspielig als jenes der Erstellung der Wortkonkordanz, es wird sich aber im Blick auf seine Nützlichkeit mit der des Index messen können.

Wie wird die mit diesem Projekt gegebene Aufgabe bewältigt? Nach wie vor ist zunächst die vorhandene Literatur nach herkömmlicher Methode zu verzetteln. D. h. für jede Publikation ist ein Karteiblatt mit möglichst vollständigen Daten (Verfasser, Titel, Ort, Zeit, etc.) anzufertigen. Wir hoffen, damit Ende 1984 fertig zu sein. Parallel dazu werden bereits verzettelte Publikationen inhaltlich auf die Lemmatisten unseres Lexikons hin gesichtet: Jede Veröffentlichung über Augustin wird

im Blick auf die von uns festgesetzten Stichwörter aufgeschlüsselt und mit dieser Information versehen im Computer gespeichert. Es versteht sich, daß die Qualität der Aufschlüsselung weithin von der Sorgfalt der diese Arbeit leistenden Personen abhängt. Da allerdings der Rechner Eingriffe im nachhinein prinzipiell zuläßt, können später festgestellte Mängel zu jeder Zeit unschwer behoben werden.

Das bisher verwendete „Famulus-Programmsystem“ erlaubt uns eine Dokumentation der einzelnen Veröffentlichungen unter einer siebenfachen ‚Sequenz‘ von ‚Sätzen‘: Autor, Titel, Gattung, bibliographische Angaben im engeren Sinn, Bemerkungen, Quellen, Referenzen. Ein Beispiel:

AUT Dassmann, Ernst  
T Preisen und Bekennen. Sünde und Gnade in der Erfahrung und Theologie Augustins  
GAT Zeitschrift  
BIB Wissenschaft und Weisheit 43, 1980, S. 1–5  
BEM  
Q REAug 1982 (81) 325  
R peccatum, gratia, deus, omnipotentia, peccatum originale, praedestinatio, confessio, homo, cognitio

Aufgrund der vorgegebenen Rubriken vermag der Computer die ihm eingespeicherten Informationen auf unterschiedliche Weise zu sortieren. Wollte jemand alle Veröffentlichungen des Autors namens Dassmann, Ernst abrufen, so bekäme er mit den eventuell vorhandenen anderen sicher auch die unseres Beispiels. Anhand der Informationen unter der Rubrik GAT könnte er jeweils ersehen, welche der Dassmannschen Veröffentlichungen eine Monographie, eine Zeitschrift, ein Sammelband, eine Festschrift, ein Lexikonartikel oder gar eine Rezension ist. Unter

der Rubrik BEM könnte er erfahren, ob es sich bei einer Publikation gegebenenfalls nur um eine wirkungsgeschichtliche, eine lediglich indirekt zur Augustinusliteratur zählende Arbeit handelt. Die wichtigsten Informationen erhält er unter der Rubrik R. Dort erfährt er nämlich, daß z. B. in diesem Dassmannschen Aufsatz (natürlich unter dem eingrenzenden Gesichtspunkt des Titels) von der Sünde, von der Gnade, von Gott, etc. die Rede ist. Die eigentlich bibliographische Hilfe bietet also die Rubrik R, weil sie die Aufgabe eines Sachkatalogs erfüllt. Konkretisiert: Wer immer sich für ‚peccatum‘, ‚gratia‘, ‚deus‘ bei Augustin interessiert und unsere EDV-erstellte Bibliographie konsultiert, erhält beim Abrufen der genannten Lemmata neben dem Verweis auf den Dassmannschen Aufsatz auch Verweise auf die Titel sämtlicher im Computer gespeicherten Publikationen, die unter der Rubrik R die Stichwörter ‚peccatum‘, ‚gratia‘ und ‚deus‘ verzeichnet haben, und zwar wie im Beispiel mit allen Zusatzinformationen und sozusagen in Windeseile.

Es sei abschließend nicht verschwiegen, daß bei aller anhaltenden Publizität Augustins in letzter Zeit unter den Veröffentlichungen die Stimmen derer sich mehren, die sich mit seinem Denken kritisch auseinandersetzen. Nun beruht die Breitenwirkung Augustins nicht zuletzt gerade darauf, daß am „Augustinus-Gespräch der Gegenwart“<sup>22</sup> nicht nur Theologen und kirchlich gesinnte Philosophen, sondern auch Gelehrte aus unterschiedlichen Disziplinen mit ungleichartigem Vorverständnis teilnehmen. Daß diese Erweiterung der geistigen Auseinandersetzung mit Augustin die Forschung über ihn und sein Werk eher beflügeln als lähmen wird, dies dürfte auf der Hand liegen. Das Augustinus-Lexikon wird dazu intensiv und extensiv einiges beitragen.

## Anmerkungen

- <sup>1</sup> In dieser Kurzbiographie beziehe ich mich auf Augustins *Confessiones* sowie auf die *Vita* seines Zeitgenossen Possidius, die dieser bald nach dem Tode Augustins niederschrieb.
- <sup>2</sup> Vgl. *Epistula* 124,1.
- <sup>3</sup> Vgl. O. Perler/J. L. Maier, *Lex voyages de saint Augustin*, Paris 1969, S. 119–405.
- <sup>4</sup> *De doctrina christiana*. Darin entfaltet Augustin in 4 Büchern die Prinzipien seiner Hermeneutik und gibt auch viele Einzelanweisungen für die Bibellexegese.
- <sup>5</sup> *Retractationes* 2,6.
- <sup>6</sup> Vgl. *Epistula* 154,2.
- <sup>7</sup> *Retractationes* 2,15.
- <sup>8</sup> Dies geht aus dem Werkverzeichnis, dem sogenannten „*Indiculus*“ hervor, das bereits Possidius zusammenstellte.
- <sup>9</sup> *Liber Sententiarum*, CCL 68 A, Tournhout 1972, S. 219–365.
- <sup>10</sup> CSEL 9, Wien 1885.
- <sup>11</sup> Zur Beurteilung beider und zur Fortführung solcher Sammlungen bis in die Gegenwart: O. Wermelinger, Augustin – Denker christlicher Existenz, in: *Orientierung* 46, 1982, S. 249–251.
- <sup>12</sup> Nach O. Baltzer, Die Sentenzen des Petrus Lombardus. Ihre Quellen und ihre dogmengeschichtliche Bedeutung. Leipzig 1902 (Neudruck Aalen 1972) S. 2.
- <sup>13</sup> Vgl. A. Zumkeller, Bartholomaeus von Urbino, in: *Lexikon des Mittelalters* 2, 1491 f.
- <sup>14</sup> Abkürzungen der 22 Bände: PL – davon die Werke Augustins: PL 32–46.
- <sup>15</sup> Zu erwähnen ist der von A. Goldbacher besorgte Indexband CSEL 58 zum *Corpus der Briefe* (CSEL 34, 44 und 57).
- <sup>16</sup> Bearbeitet von W. Hensellek und P. Schilling, EDV-Belange: N. Winterleitner. Inzwischen sind 4 weitere *Indices* erschienen.
- <sup>17</sup> Die von CETEDOC (Centre de Traitement Electronique des Documents) bearbeiteten *Indices* werden als Mikrofiches den Veröffentlichungen beigelegt – bisher zu *De doctrina christiana* CCSL 32 und zu den *Confessiones* CCSL 27.
- <sup>18</sup> So beschränkt sich die von T. van Bavel und F. van der Zande 1963 in Steenbrugge veröffentlichte *Répertoire bibliographique de saint Augustin* auf die Publikationen zwischen 1951 und 1960. Die von C. Andresen 1962 in Darmstadt (2. Aufl. 1975) herausgebrachte *Bibliographia Augustiniana* liefert sogar die Leerseiten für die Ergänzungen.
- <sup>19</sup> Augustinusliteratur seit dem Jubiläum von 1954, in: *Theol. Rundschau* N.F. 25, 1959, S. 1–75; *Zwölf Jahre Augustinusforschung (1959–1970)*, ebd. 38, 1974, S. 292–333; 39, 1974/7, S. 95–138, 253–286, 331–364; 40, 1975, S. 1–41; 97–149, 227–261.
- <sup>20</sup> *Scientia Augustiniana*. Studien über Augustinus, den Augustinismus und den Agustinerorden. Hrg. von C. P. Mayer und W. Eckermann, Würzburg 1975.
- <sup>21</sup> *JLU-Forum*, 13, 1982, Heft 6, S. 5–8.
- <sup>22</sup> Siehe dazu C. Andresen, *Das Augustingespräch (1960–1980)*, in: *Zum Augustin-Gespräch der Gegenwart II*, Darmstadt 1981, S. 1–39.



**Hartmut Stieger**

# **Hochschule und Markt**

## **Aspekte des Marketings für Hochschulen**

### **1. Einleitung**

„Es ist immer wieder erstaunlich, wie rasch sich manches zum Besseren wendet, sobald ein klein wenig Wettbewerb herrscht. Selbst Spuren von Marktwirtschaft in Bereichen, wo niemand sie heute mehr vermutet, können dazu führen, daß plötzlich und unerwartet Energien freigesetzt werden, eine vorher nicht geahnte Kreativität entfaltet wird.“

Was in diesen einleitenden Sätzen zu einem Dossier in der Wochenzeitschrift DIE ZEIT<sup>1</sup> auf Gymnasien und Oberschulen gemünzt ist, gilt sicherlich in gleicher Weise auch für Hochschulen. Solange aber der Ansturm auf die Hörsäle der Hochschulen so bleibt, wie er derzeit ist – und das wird noch einige Jahre anhalten –, so lange bleibt die Hochschule ein „Anbietermarkt“. Die Studenten müssen froh sein, überhaupt einen Studienplatz zu bekommen. Ein Wettbewerb um Schüler findet (noch) nicht statt.

Aber das Ende der „Anbietermacht“ der Hochschulen ist bereits in Sicht. Denn allmählich beginnt sich abzuzeichnen, wann die geburtenstarken Jahrgänge nach den Schulen auch die Hochschulen durchlaufen haben werden<sup>2</sup>: Bis 1986, in zwei Jahren also, erreicht der jährliche Zustrom an Studienanfängern in einer geschätzten Bandbreite von 254 000 bis 276 000 seinen Höhepunkt. Das sind noch einmal 13 bis 19 Prozent mehr als die 225 000 Studenten, die sich im Studienjahr 1982/83 neu eingeschrieben haben.<sup>3</sup>

Danach beginnt bereits der Abschwung, langsam zwar, aber stetig. In den Jahren

1990 bis 1992 werden die Anfängerzahlen wieder die Ausgangshöhe des Studienjahres 1982/83 erreicht haben. In den folgenden Jahren gehen die Zahlen jedoch noch weiter zurück: Bis 1997 sinken sie auf einen Tiefstand von 166 000 bis 190 000, d.h. auf nur noch 74 bis 84 Prozent des Zustroms von 1982/83.

Danach kann zwar wieder von einer geringfügigen Aufwärtsbewegung ausgegangen werden, so daß bis zum Jahr 2000 mit etwa 168 000 bis 192 000 Neuzugängen jährlich zu rechnen ist. Das Niveau erreicht damit aber bestenfalls den Stand der Jahre 1978 bis 1980.

Dem Höhepunkt des Zustroms der Studienanfänger folgt mit drei- bis vierjähriger Verzögerung, 1988/89 also, der Gipfel der Gesamtstudentenzahlen, die sich bis dahin auf Größenordnungen zwischen 1,36 und 1,48 Millionen Einschreibungen eingependelt haben werden (im Vergleich dazu WS 83/84: 1,27 Millionen).

In einem Abstand von weiteren drei bis vier Jahren überrollt dann eine riesige Welle von Studienabsolventen den Arbeitsmarkt: Ab 1991 drängen jährlich 197 000 bis 214 000 Jungakademiker in die Berufe und suchen den ihrem Studium adäquaten Arbeitsplatz. Das sind jedes Jahr bis zu 90 000 Absolventen mehr als bisher (etwa 120 000), ein Anstieg in Spitzenzeiten um 75 Prozent, und das –, mit nur allmählicher Abschwächung – über acht bis zehn Jahre hinweg.

Wenn auch die Hochschulen hierfür nicht verantwortlich gemacht werden können – schließlich sind sie nicht frei, den Ausbildungsumfang selber zu bestimmen – in

Anbetracht solcher Größenordnungen wird deutlich: Die Hochschulen müssen sich zunehmend bewußt werden, daß sie auch für Märkte arbeiten. Sie existieren nicht im isolierten Raum; sie sind eingebunden in das System gesamtwirtschaftlich verbundener Märkte.

Welche Schlußfolgerungen sind daraus zu ziehen?

Mit Blick auf die Märkte stehen die Hochschulen in ihrer Doppelfunktion als Einrichtung der Wissenschaften und des Wirtschaftens gleich vor einem zweifachen Problem:

1. Die Hochschulen dürfen nicht nur – isoliert vom Arbeitsmarkt – Absolventen in dieser Größenordnung „in die Welt setzen“, ohne sich Gedanken zu machen, was aus ihnen wird. Sie brauchen ein Marktkonzept, das sich an das Beschäftigungssystem richtet. Welches Ausbildungsangebot besitzt bei der Arbeitssuche – unter den sich rasch verändernden Berufsprofilen – die besten Aussichten, ihren Absolventen im härter werdenden Wettbewerb um eine geeignete Beschäftigung Startvorteile zu verschaffen: Die Hochschulen konkurrieren über ihre Absolventen um das knappe Angebot an qualifizierten Arbeitsplätzen.
2. Die Hochschulen sehen sich bereits in wenigen Jahren vor die Notwendigkeit gestellt, auf den schwächer werdenden Zustrom an Studienanfängern zu reagieren. Auch hierzu ist ein Marktkonzept erforderlich, das sich an die Absolventen des Schulsystems richtet. Welche Ausbildungsinhalte sind in der Lage, junge Menschen anzuziehen und ihnen ein Studium mit möglichst aussichtsreicher beruflicher Perspektive anzubieten: Die Hochschulen konkurrieren untereinander um die knapper werdende Zahl an (qualifizierten) Studienbewerbern.

Es steht außer Frage, daß sich beide Konzepte stark beeinflussen und daher nicht in Widerspruch zueinander stehen dürfen. Denn langfristig wirkt der Berufsmarkt auf den Schülermarkt (und umgekehrt). Der berufliche Erfolg der Absolventen im Beschäftigungssystem, an dem die ausbildende Hochschule einen allgemein anerkannt hohen Anteil hatte, beeinflußt sowohl direkt über „Mund-zu-Mund-Propaganda“ als auch indirekt über die Generationenfolge (von Eltern auf die Kinder, von Lehrern auf die Schüler) den Wahlentscheid der Studienbewerber.

Ziel der Hochschule muß es daher sein, nicht nur ihre Studenten möglichst hochwertig auszubilden. Sie sollte auch darum bemüht sein, ihren Absolventen bei der Suche nach Beschäftigung entscheidende Hilfestellung zu leisten. Der Hochschule, der dies am besten gelingt, wird auch der größte Erfolg bei der „Anwerbung“ von Abiturienten beschieden sein, wenn deren Zahl zurückgeht.

## **2. Die Hochschule – ein ökonomischer Betrieb?**

Das Denken in den Kategorien des Marktes ist ein typisch unternehmerisches Phänomen, eine Frage der Ökonomie, speziell des Marketings. Sind aber wissenschaftliche Hochschulen (Universitäten) unternehmerisch handelnde Betriebe im ökonomischen Sinne? Wenn ja, läßt sich das Instrumentarium der Betriebswirtschaftslehre, insbesondere das des Marketings, auf die Hochschule übertragen? Auch dann, wenn unter Marketing im weitesten Sinne „die Koordination zwischen einer Unternehmung und ihrer Umwelt durch Anpassung der Unternehmung an die Umwelt oder durch Gestaltung der Umwelt im Sinne der Unternehmung“<sup>4</sup> verstanden wird? Wird sich die Hochschule bereiftinden oder auch nur willens sein,

sich den Erfordernissen des Marktes anzupassen? Ist sie in der Lage, auf die für sie wichtigen Märkte in ihrem Sinne gestaltend einzuwirken?

Schon die Frage, ob eine Hochschule ein Betrieb im unternehmerischen Sinne ist, wird zwar immer wieder zu bejahen versucht. Zweifellos gibt es Führungsansätze, die in diese ökonomisch orientierte Richtung zielen.

Aber die Konsequenzen daraus zu ziehen, vor allem in Hinblick auf marktgerechtes Verhalten, fällt im allgemeinen schwer. Ein Beispiel soll das ökonomische Dilemma beleuchten, in dem die Hochschulen stecken.

Es beginnt mit einer ganz einfachen Frage:

„Warum kostet eigentlich ein Mercedes mehr als ein VW?“

Die Antwort erscheint selbstverständlich und kaum der Mühe wert, darüber nachzudenken. Aber dennoch, warum ist das so? Beide Fahrzeugtypen erfüllen dieselbe Grundfunktion, sie sind Fortbewegungsmittel und man kann mit ihnen Personen und Lasten befördern. Trotzdem sind sie preislich sehr verschieden. Woran liegt das?

Die Antwort ist jedem klar: Der Preisunterschied liegt in der unterschiedlichen *Qualität* (einschließlich höherem Komfort) beider Fahrzeugtypen begründet. Mehr Qualität rechtfertigt einen höheren Preis, wegen der höheren Kosten, die in das Produkt eingegangen sind. Und der Käufer honoriert das. Er ist bereit, für mehr Qualität auch mehr Geld auszugeben, vorausgesetzt, sie ist für ihn erkennbar oder glaubhaft.

Eine ganz ähnlich klingende Frage, die sich jetzt aber auf die Hochschule bezieht, beleuchtet das Dilemma, um das es hier geht:

Warum kostet ein Student an der FU Berlin mehr als in Köln?

Diese Frage beruht auf einer statistischen Tatsache. In Berlin liegt die Personalrelation „Studenten je Stelle wissenschaftliches Personal“ mit 12,1 erheblich niedriger als in Köln mit 18,7. Das heißt, in Köln bilden 2178 Wissenschaftler 40814 Studenten aus, in Berlin 4121 Wissenschaftler nur geringfügig mehr, nämlich 49647 Studenten<sup>5</sup>.

Oder um das gleiche in Geld auszudrücken:

In Berlin „kostet“ die Ausbildung eines Studenten im Jahr etwa 6600 DM, in Köln nur etwa 4300 DM.<sup>6</sup>

Das eigentliche Dilemma, um das es hier geht, ist nicht so sehr der Kostenunterschied zwischen Berlin und Köln. Es wäre reiner Zufall, wenn beide übereinstimmen. Das eigentliche Problem bringt erst die nächste Frage zum Ausdruck:

Wird der Student in Berlin besser ausgebildet als in Köln?

Damit sind wir beim Kern der Dinge. Um es gleich zu sagen, man weiß es nicht.

Keinesfalls kann man das ohne weiteres bejahen: Mehr Kosten bedeutet hier nicht zwingend auch mehr Qualität (wenn es sich auch nicht gerade ausschließt). Der skeptische Leser könnte sogar den umgekehrten Zusammenhang vermuten, daß in Berlin trotz höherer Kosten schlechter ausgebildet wird. Aber auch das läßt sich nicht beweisen.

Warum aber wissen wir das nicht?

Der entscheidende Unterschied zwischen betrieblicher Leistung, nämlich Autos, Kühlschränke, Schuhe und ähnliche Güter herzustellen oder auch Dienstleistungen zu erbringen, und universitärer Leistung, nämlich Studenten auszubilden, beruht offensichtlich darin, daß für Betriebe ein *Markt* existiert und für Hochschulen nicht. Ganz unabhängig davon, wie der Betrieb seine Produkte selber einschätzt, der Regelmechanismus des Marktes sorgt im allgemeinen sehr schnell da-

für, daß Produkte vom Markt verschwinden, wenn das Verhältnis von Qualität und Kosten, ausgedrückt im Preis, auf Dauer nicht stimmt.

Der Betrieb muß sich also auf einem Markt bewähren, die Hochschule nicht.

### 3. Die marktanaloge Leistung der Hochschule

Aber abgesehen von der Qualität, auch bei der Beantwortung der Frage nach der marktanalogen Leistung selbst, welche „Produkte“ also in welcher Menge für welche Märkte hergestellt werden (sollen), hat die Hochschule große Schwierigkeiten. Ganz sicher ist es falsch (obwohl das hier und da immer wieder gerne geschieht), den Studenten oder Absolventen als das Produkt der Hochschule zu betrachten.

Wie aber kann man diese Frage näherungsweise beantworten?

Bei der Frage nach der universitären Leistung muß man zunächst berücksichtigen, daß wissenschaftliche Hochschulen außer der Lehre auch Forschung betreiben. Der Begriff der Leistung bezieht sich somit stets auf zwei originäre Aufgaben, die eine im Grundgesetz verankerte Einheit bilden: Die Einheit von Forschung und Lehre. Daß darüber hinaus noch weitere Aufgaben zu erfüllen sind, so vor allem Berater- und Gutachtertätigkeiten sowie Versorgung kranker Menschen und Tiere, soweit medizinische Einrichtungen an der Hochschule vorhanden sind, soll hier einmal außer acht gelassen werden.

#### 3.1 Forschung

Die Leistungserstellung in der *Forschung* ist nach zwei Gesichtspunkten zu unterscheiden, je nachdem ob es sich um Grundlagenforschung oder um Auftragsforschung handelt. Im Gegensatz zur Grundlagenforschung, die ohne vorgege-

bene Zwecksetzung weitgehend „um ihrer selbst willen“ geschieht, ist die Auftragsforschung von vornherein auf einen bestimmten Markt und auf Verwertbarkeit der Forschungsergebnisse ausgerichtet. Insofern erfolgt die wissenschaftliche Arbeit dort zumeist marktalog. In der Regel ist sie durch das vorgegebene Forschungsziel (im Sinne der Erfüllung des Forschungsauftrages) vorweg festgelegt und daher vergleichbar mit industrieller Auftragsarbeit, wie z. B. im Schiffbau oder in der Flugzeugindustrie.

Anders liegen die Dinge in der Grundlagenforschung. Der Marktbezug ist hier gering. Hier geht es mehr um das Problem der „Bewahrheitung“ von Forschungserkenntnissen sowie um die Frage nach ihrer wissenschaftlichen Anerkennung als um die Frage der marktwirtschaftlichen Verwertbarkeit.

Hinzu kommt, daß der Wissenschaftler – im Gegensatz zum marktwirtschaftlich orientierten Unternehmer – in der Grundlagenforschung die Rückkoppelung mit der Öffentlichkeit nicht oder nur in sehr begrenztem Umfang braucht. Wohingegen die Anerkennung anderer Wissenschaftler der selben Disziplin überragende Bedeutung für ihn hat. *Dafür* arbeitet er – für eine kleine Zahl hochqualifizierter Fachkollegen (scientific community) und selten für die breite Öffentlichkeit. Das Terrain, auf dem sich der Wissenschaftler in der Grundlagenforschung zu bewähren hat, liegt also mehr im wissenschaftlichen Umfeld, bei seinen Kollegen (und Konkurrenten) innerhalb und außerhalb der Hochschule. Vom Markt im Sinne eines gleichwertigen Austausches von Leistung und Gegenleistung kann hier also weniger die Rede sein.

#### 3.2 Lehre und Studium

Und wie ist es mit der Leistung im Bereich von *Lehre* und *Studium*?

Wie lassen sich so unterschiedliche Tätigkeiten wie Abhalten von Vorlesungen, Semindiskussionen, Literaturobungen, Betreuung von Diplomanden, Klausurkontrollen, Fallstudien, Feldexkursionen, Prüfungen etc. in einen ökonomisch sinnvollen Leistungsbegriff zusammenfassen? Das ist gar nicht so schwer, wie es aussieht.

Der Ökonomie genügt es, sich auf das Ergebnis aller Tätigkeiten in der Lehre zu beschränken: die Studierenden zu einem erfolgreichen Studienabschluß zu führen. Dies ist das gemeinsame Ziel aller Hochschullehrer einer Disziplin – trotz der Vielfalt und Meinungsverschiedenheiten, die in der Auswahl, Wertung und Methode der Lehrinhalte und ihrer Vermittlung auftreten können. Die Leistung in der Lehre ist dann ökonomisch wirksam erbracht, wenn sie – im wechselseitigen Zusammenwirken zwischen Lehrenden und Studierenden – zu einem erfolgreichen Studienabschluß führt.

Spätestens an dieser Stelle ist aber ein entscheidender Gesichtspunkt hinzuzufügen, der den Begriff der universitären Leistung im Sinne des eingangs erwähnten Marktbezugs wesentlich erweitert. Die Wertung über die Qualität des Studiums entscheidet sich nämlich nicht nur während oder am Ende des Studiums (z. B. durch die Vergabe von Abschlußnoten), sondern vor allen Dingen auch *nach* dem Studium durch die Bewährung im Beschäftigungssystem.

Diese besondere Form der „Außenbeziehungen“ mit dem Beschäftigungssystem gibt der Hochschule ein arteigenes Gepräge, das sie von Unternehmen marktwirtschaftlicher Betriebsformen deutlich abhebt. Denn hier tritt der Hochschulabsolvent als „Vermarkter“ seiner eigenen Leistung auf. Im Gegensatz zu den Produkten fertigungsbetrieblicher Unternehmen nutzen die universitären Produkte, näm-

lich die vom Studenten erworbenen Kenntnisse und Fähigkeiten, durch Gebrauch nicht ab, sondern lassen sich – durch Hinzugewinn eigener Erfahrung – sogar weiter entwickeln und verbessern. Obwohl Persönlichkeitsmerkmale und außeruniversitär erworbene Qualifikationen, auf die die Hochschule keinen direkten Einfluß mehr hat, den Wert des Studiums im Verlauf der beruflichen Tätigkeit immer stärker überprägen, stellt der Hochschulabsolvent neben den Wissenschaftlern einen wichtigen Träger des Erscheinungsbildes der Hochschule dar, der ihren Ruf als Lehr- (aber auch als Forschungs-)stätte in hohem Maße beeinflussen kann.

Der Einfluß- und Verantwortungsbereich der Hochschule beginnt und endet somit nicht an den Toren der Hochschule zwischen Immatrikulation und Exmatrikulation, sondern reicht weit darüber hinaus in das Schul- und in das Beschäftigungssystem.

#### **4. Hochschulbezogenes Marketing**

Überlegungen zu einem hochschulbezogenen Marketing erstrecken sich auf zahlreiche, sehr verschiedenartige Märkte. Industrie und Gewerbe, Staat und Öffentlicher Dienst sowie Stadt und Region sind potentielle Ebenen universitären Marketings. Hinzu kommt das wissenschaftliche Umfeld außerhalb der Hochschule sowie das der Hochschule vorgelagerte Schulsystem. Für jeden dieser Bereiche ist ein eigenes Marketingkonzept erforderlich, wenn auch nicht alle gleichzeitig angegangen werden können. Hierzu bedarf es einiger Voraussetzungen marktgerechten Handelns, die allerdings an vielen Hochschulen nicht oder erst in Ansätzen gegeben sind. Als wichtigste sind zu nennen: (1) Eigenverantwortliches Handeln der Hochschule als organisatorische Einheit (Autonomie),

- (2) Förderung der positiven Selbsteinschätzung der Hochschulmitglieder (Corporate Identity),
- (3) Entwicklung und Pflege eines leistungsgerechten Erscheinungsbildes in der Öffentlichkeit (Image),
- (4) Bereitschaft zu einer marktgerechten, umweltbezogenen Führungskonzeption (aktives Marketing).

#### 4.1 Autonomie

Marktgerechtes Handeln setzt autonomes Handeln der Hochschule voraus. Um auf Märkten auftreten zu können, muß die Hochschule in der Lage sein, eigene Entscheidungen zu treffen, die sich sowohl auf Art und Umfang ihrer wissenschaftlichen „Erzeugnisse“ in Forschung, Lehre und Studium beziehen, als auch auf die Art und Weise ihrer Einwirkung auf die Märkte. Dazu gehört auch die Finanzierung solcher Aktivitäten.

Ein Unternehmen, das zwar Güter produziert, nicht aber willens ist, den Verkauf seiner Produkte durch fördernde Maßnahmen des Marketings und der Werbung mit ausreichenden Geldmitteln zu unterstützen, wird am Markt keine Chancen haben.

Eine Hochschule, die von „Staats wegen“ (weil das Haushaltsbudget dies nicht zuläßt) oder aufgrund mangelnder Bereitschaft ihrer Entscheidungsgremien keine Mittel für Maßnahmen des Marketings bereitstellt, weil diese dann dem Lehr- und Forschungsetat entzogen würden, handelt im Grunde nicht autonom. Sie stellt das Eigeninteresse der Disziplinen vor das Gesamtinteresse der Hochschule.

Das Auftreten auf Märkten setzt also nicht nur rechtliche Unabhängigkeit voraus, sondern auch die Pflicht zur Selbstverantwortung und Selbstbeschränkung. Daraus leitet sich notwendigerweise die Bereitschaft der Universitätsmitglieder

ab, die Egoismen des persönlichen und fachlichen Eigeninteresses zugunsten des Gesamtinteresses der Universität zurückzustellen.

#### 4.2 Corporative Identity

Die Pflicht zur Selbstverantwortung leitet über zu dem zweiten Aspekt der angeführten Voraussetzungen: Der Notwendigkeit, die (positive) Selbsteinschätzung der Hochschulmitglieder ihrer Hochschule gegenüber zu fördern. Dieser Aspekt – im allgemeinen als Corporate Identity bezeichnet – bedeutet Selbstdarstellung der Universität, getragen von der Gesamtheit ihrer Angehörigen. Corporate Identity ist als Parallele zur Ich-Identität zu sehen: die Identifizierung aller mit der Institution als Einheit; die Bejahung der Hochschule von innen, gerichtet nach außen auf das gemeinsame Umfeld.

Man kann auf dem Standpunkt stehen, die Hochschule als öffentlich-rechtliche Einrichtung des Staates habe ihre Leistung in erster Linie durch gewissenhafte Pflichterfüllung in Forschung und Lehre zu erbringen. Marketing allerdings bedeutet mehr: sich für ein aktiv zu gestaltendes Identitätskonzept einzusetzen, das die an der Universität Tätigen zu einer Einheit zusammenführt, mit einem auch vom Ganzen geprägten Bewußtsein – die unverwechselbare „Individualität“ der Hochschule. Darin eingeschlossen sind alle Gruppen der Universität: Wissenschaftler, Studierende und vor allem auch das administrative Personal, dessen engagierter Einsatz wesentliches Element des Gesamtbildes ist.

Eine Universität als überaus heterogenes Gebilde mit ihrer Vielzahl verschiedener wissenschaftlicher Einrichtungen kann zwar letztlich nur das darstellen, was sie wirklich ist. Insofern sind ihr bei der Bildung der Corporate Identity Grenzen ge-

setzt, die in ihrer historisch gewachsenen Struktur und personellen Zusammensetzung verankert liegen. Aber sie kann versuchen, ihre Ausstrahlung auf die Öffentlichkeit im gewünschten Sinne positiv zu verändern. (Immer in der Hoffnung, sich auch selbst in der angestrebten Richtung zu verwandeln.)

### 4.3 Image

Damit ist der dritte Aspekt angesprochen, den marktgerechtes Handeln voraussetzt: Die Entwicklung und Pflege eines hochschultypischen Öffentlichkeitsbildes, das Image der Hochschule. Das Universitätsimage ist das Erscheinungsbild der Hochschule in der Öffentlichkeit. Dazu gehört alles, was sich der Bürger vorstellt, wenn der Name der Universität genannt wird. Das Image ist also nicht innerhalb, sondern außerhalb der Hochschule angesiedelt. Die Identität hingegen ist innerhalb der Hochschule selbst verankert. Trotz dieser Unterscheidung ist eine exakte Trennung nicht möglich, Identität und Image sind voneinander abhängig wie siamesische Zwillinge: Die Identität strahlt nach außen in die Öffentlichkeit und beeinflusst dort das äußere Bild der Universität. Umgekehrt prägt das Bild, das die Öffentlichkeit von der Hochschule hat, das Bewußtsein im Inneren der Universität. Ein gutes Image steht also nicht unter dem isolierten Motto: „Hauptsache, wir kommen draußen gut an“, sondern es berücksichtigt das eigene Selbstwertgefühl: „Erst müssen wir zu uns selber finden, dann kommen wir auch draußen an“.

Ein auf die Außenbeziehungen gerichtetes Marketing zielt also immer zuerst oder zugleich auch auf die positive Beeinflussung der Innenbeziehungen. Durch Überzeugung und Motivation ist beim Einzelnen Sinn für das Ganze zu wecken mit dem notwendigen Verständnis um die Wir-

kung des eigenen Tuns in der Öffentlichkeit.

### 4.4 Marktgerechtes Führungskonzept

Der an vierter Stelle genannte Aspekt, die Bereitschaft zu einer marktgerechten, umweltbezogenen Führungskonzeption, setzt viel „unternehmerisches Denken“ voraus, mehr vielleicht als dies derzeit an den Hochschulen möglich ist. Ein solches Führungskonzept schließt bewußt die Gesamtheit aller Beziehungen zur Umwelt in die Überlegungen ein, stellt sie der intern erbrachten Leistung gegenüber und entwickelt ein Konzept abgestimmter Maßnahmen. Bei derartigen Überlegungen stehen drei Maßnahmenbündel im Vordergrund:

- Rückkoppelung der inhaltlichen Programme für Forschung, Lehre und Studium mit den Erfordernissen der Märkte (Gestaltung eines marktgerechten Leistungsprogramms);
- Beschaffung hierzu notwendiger Informationen über die Märkte der Hochschule (Marktforschung und Marktanalyse);
- Einwirkung auf die Märkte durch gezielte, sachlich begründete Abgabe von Information über die Hochschule und ihrer Leistung (Marktgestaltung und Markterschließung).

Im Bereich der *Forschung* sind solche Maßnahmen an zwei Stellen einzubringen: Äkzentsetzung im universitären Wissenschaftsprogramm (Forschungsschwerpunkte und -spezialitäten) sowie Gewinnung geeigneter Forscherpersönlichkeiten (Berufungspolitik). Dabei ist die wissenschaftlich-technologische Entwicklung auf den „Märkten“ zu berücksichtigen. Neben der Arbeit auf zukunftssträchtigen Wissenschaftsgebieten (z. B. Gentechnologie, Informations- und Kommunikationstechnologie, Mikroelektronik) sollte sich die Universität auch gezielt der

in der Öffentlichkeit immer stärker als bedrängend empfundenen Umweltprobleme annehmen – auf der Grundlage exakter wissenschaftlicher Arbeit. Massenarbeitslosigkeit, Energieverknappung, Rohstoffmangel, Überbevölkerung, Nahrungsmangel, Umweltbelastung, Rüstungswettlauf sind nur einige der Stichworte, auf die die Bürger immer sensibler reagieren.

Forschungsaktivitäten, die sich die Lösung dieser Probleme zum Ziel setzen, dürften sich nicht nur wissenschaftlich lohnen. Sie sind auch geeignet, wenn sie erst einmal Erfolge zeigen, eine öffentlichkeitsrelevante Wirkung zu erzeugen, die der Universität als Ganzes zugute kommt. Ganz abgesehen davon, daß ein solches Engagement auch den inneren Zusammenhalt zwischen Wissenschaftlern und Studierenden zu fördern vermag.

Auf diesem Hintergrund ergeben sich neue Akzentsetzungen in nahezu allen Disziplinen, die sich auf drei Komponenten aufbauen: Wissenschaftlichkeit gepaart mit Problemoffenheit und gesellschaftlichem Engagement. Dabei treten drei weitere Aspekte in den Vordergrund, die sich aus der „Ganzheitlichkeit“ dieser Überlegungen ergeben: Überwindung der durch Spezialisierung immer enger werdenden Grenzen der Disziplinen und Teildisziplinen (interdisziplinäre Zusammenarbeit), Ausdehnung der wissenschaftlichen Kontakte über die Ländergrenzen hinweg (internationale Zusammenarbeit) und Übermittlung der wissenschaftlichen Erkenntnisse aus der Grundlagenforschung auch an Klein- und Mittelbetriebe, die sich eine aufwendige Werksforschung nicht leisten können (Wissenschafts- und Technologietransfer).

Marktgerechte Maßnahmen im Bereich von *Lehre* und *Studium* zielen in zwei Richtungen. Zum einen richten sie sich an das Beschäftigungssystem. Sie sind so anzusetzen, daß sie dazu beitragen, die Zahl

der Absolventen zu erhöhen, die echte Berufschancen besitzen. Zum anderen richten sie sich an das Schulsystem. Dort sollen sie dazu dienen, qualifizierte Studienbewerber in ausreichender Zahl für die Hochschule zu gewinnen.

Flankierend sind inneruniversitäre Maßnahmen zu ergreifen, die dazu beitragen, □ den Studienablauf der Studierenden durch Verbesserung der organisatorischen Ausbildungsbedingungen zu erleichtern (z.B. durch klar gegliederte, überschaubare Studienordnungen);

□ Inhalt und Qualität der Studienangebote im Hinblick auf ihre „berufliche Brauchbarkeit“ zu erhöhen (durch Rückkoppelung mit dem Arbeitsmarkt);

□ die vergebliche Inanspruchnahme eines Studienplatzes zu vermeiden (durch Verringerung der Studienabbrüche);

□ den Freizeitwert der Universität und ihrer Stadt zu erhöhen (durch ein verstärktes Angebot von sportlichen, musikalischen und kulturellen Veranstaltungen, die (auch) junge Menschen ansprechen).

Inneruniversitäre Aktionen dienen also der Verbesserung der Lehr-, Studien- und Freizeitbedingungen und sind an die bereits in der Universität befindlichen Studierenden gerichtet. Sie sind Ziel des Innenmarketings der Hochschule und sind – als solche nicht immer bewußt – seit jeher Gegenstand der laufenden Führungsarbeit in den Leitungsgremien der Universität.

Bei den nach außen gerichteten, außeruniversitären Aktionen bedarf es allerdings einer neuen, weiterreichenden Konzeption, um zu konkreten Maßnahmen zu kommen.

## 5. Konkrete Maßnahmen des Marketings

Auch wenn die Hochschule alleine nahezu machtlos ist, mit dem eingangs geschilder-



ten Doppelproblem fertig zu werden, sowohl in geeigneter Weise auf die demnächst nachlassende Zahl der Studienbewerber zu reagieren, als auch sich gleichzeitig für die immer größer werdende Zahl von Absolventen einzusetzen, muß sie dennoch versuchen, hierauf eine Antwort in Form konkreter Maßnahmen des Marketings zu finden, wenn sie erfolgreich in den Kategorien des Marktes handeln will.

Wie könnte dies im einzelnen aussehen?

### *5.1. Bezogen auf das Schulsystem*

Ausgehend von dem als notwendig erkannten Bestreben, schon bei Schülern als den potentiellen Studienbewerbern von morgen frühzeitig eine positive Kennung für die Universität zu setzen, lassen sich aus einem Katalog möglicher Maßnahmen beispielhaft folgende anführen:

- Hochschulerkundung (gezielte Einladung an bestimmte Klassen der Mittel- und Oberstufe, um die Universität zwanglos kennenzulernen),
- Schnupperstudium (ein speziell für Schüler konzipiertes Veranstaltungsangebot verschiedener Disziplinen),
- Vorträge von Professoren an Schulen (Hochschullehrer gehen in die Leistungskurse der Oberstufe und „demonstrieren“ ihre Wissenschaft),
- Abituriententag (Einladung an Schüler der Klasse 13 in der Oberstufe, die Fachbereiche nach ihrer Wahl besuchen können),
- Lehrertag (Einladung an Oberstufen-Lehrkräfte als den natürlichen Ansprechpartnern der Schüler, wenn es um die Studienortwahl der Schüler geht).

Ob solche Maßnahmen auf lange Sicht Erfolg versprechen, ist schwer zu sagen. Jedenfalls sind sie geeignet, die zwischen Schule und Hochschule befindliche Kluft zu überbrücken, die zum größten Teil da-

durch entsteht, daß weder Schüler noch Lehrer noch Eltern genügend Information über „ihre“ Universität, d. h. über die Hochschule ihrer Region, besitzen – von weiter entfernt liegenden Hochschulen ganz zu schweigen.

### *5.2. Bezogen auf das Beschäftigungssystem*

Ganz anders, und doch wieder ähnlich, liegen die Dinge auf dem Arbeitsmarkt im Beschäftigungssystem.

Der Absolvent, der sich nach Abschluß seines Studiums erstmalig um eine Anstellung bemüht, steht nicht nur vor dem Problem, in harte Konkurrenz mit seinen Mitbewerbern um das knappe Angebot an Arbeitsplätzen zu geraten. In vielen Disziplinen fehlt ihm auch jegliche Information über „seinen“ Berufsmarkt, den er ansteuern kann. Denn in den wenigsten Fällen erwirbt der Absolvent mit seinem Studium ein klar definiertes berufliches Tätigkeitsfeld.

Aktives Marketing der Hochschule kann hier helfen, Arbeitsplätze zu erschließen. Gerade wegen der zu erwartenden Überfüllung auf dem Arbeitsmarkt für Akademiker liegt es im Interesse der Hochschule, zusätzliche adäquate Arbeitsmöglichkeiten für „ihre“ Absolventen ausfindig zu machen. Je besser ihr dies gelingt, desto leichter wird sie sich tun, im Wettbewerb um möglichst qualifizierte Studienbewerber vor anderen Hochschulen zu bestehen. Dabei sind sowohl auf horizontaler Ebene als auch vertikal neue Berufspositionen unterhalb des in der Vergangenheit gewohnten Status mit Information und Überzeugung durchzusetzen.

Diesem Ziel dient die Schaffung eines Informations- und Kommunikationsnetzes zwischen Universität und Arbeitsmarkt, wie es zum Beispiel im Bereich Agrarwissenschaften an der Universität Gießen seit

Jahren besteht. Eine Datei mit den notwendigen Angaben über Arbeitgeber im Agrarsektor und aus der Industrie liefert jederzeit abrufbare Informationen über Betriebe als potentielle Arbeitsstätten sowie über dazu benötigte Informationsträger und Informationswege. Ein Netz von Kontaktpersonen ergänzt die Datei. Durch sie wird die Hochschule und mit ihr der Student über die Wünsche der Arbeitgeber hinsichtlich ihrer Anforderungen an die Absolventen informiert. Umgekehrt können auch die Arbeitgeber über Ausbildungsinhalte, Studienschwerpunkte und Studienwünsche aus der Hochschule heraus unterrichtet werden und Anregungen für neue Inhalte geben.

Flankierend hierzu ist in diesem Zusammenhang größter Wert auf die Kontaktpflege zu den „Ehemaligen“ der Universität zu legen. Sie sind als ehemalige Studenten der Universität nicht nur wichtige Imageträger mit großer Multiplikatorwirkung, sie sind auch die potentiellen Arbeitgeber von morgen. Eine engere Beziehung zwischen den Ehemaligen und „ihrer“ Universität, die durch laufende Information und regelmäßige Treffen an der Hochschule lebendig gehalten werden sollte, verstärkt das „Wir“-Gefühl, aber auch das Selbstwertgefühl der Absolventen. („Meine“ Universität kümmert sich um mich!)

## **6. Zum Abschluß**

Aktives Marketing ist in erster Linie Werbung für die Hochschule. Werbung aber ist mehr als das Malen bunter Bilder ohne Bezug zur Wirklichkeit (was vor allem der kommerziellen Werbung nicht zu Unrecht vorgeworfen wird). Aktives Marketing ist Vertrauenswerbung – mittels überzeugender und sachgerechter Information. Vertrauen basiert auf Realität, nicht auf Schein. Insofern darf das „Bild“, das die

Universität in die Öffentlichkeit spiegeln will, nicht in Gegensatz zur Wahrheit stehen. Man kann zwar der Auffassung sein, daß das (vermutlich) gegebene Erscheinungsbild falsch ist, daß man es also ändern müsse. Korrekturen am Erscheinungsbild sollte man aber nur insoweit vornehmen als dies nicht zu Widersprüchen führt, die die Hochschule unglaubwürdig machen (Motto: Nicht nur gut scheinen, sondern auch gut sein – und erst dann darüber reden). Insofern beruht aktives Marketing nach außen auf aktivem Marketing nach innen: auf dem Vertrauen aller Universitätsangehöriger zu „ihrer“ Hochschule.

Allerdings darf bei all dem nicht vergessen werden: Die beste Werbung ist gute wissenschaftliche Arbeit – innerhalb der Hochschule.

Und noch eins:

Die Märkte, auf die hier Bezug genommen wurde, existieren zwar; die „Gesetze“, nach denen sie funktionieren, sind jedoch (noch) weitgehend außer Kraft gesetzt. So hat die Hochschule rechtlich weder die Möglichkeit, die Zahl der Absolventen festzulegen, die sie auf den Arbeitsmarkt entläßt, noch darf sie den Zugang an Studienanfängern quantitativ oder qualitativ bestimmen, der hierzu erforderlich wäre. Wer sich um ein Studium bewirbt, muß aufgenommen und ausgebildet werden, auch wenn dies im Blick auf den übervollen Beschäftigungsmarkt wenig aussichtsreich erscheint.

Auf überfüllte Märkte ökonomisch richtig zu reagieren, ist der Hochschule daher weitgehend versagt. Hier ist die politische Ebene gefordert, zum (wenigstens teilweise) Funktionieren der Märkte beizutragen. Wie sonst sollte man von der Hochschule erwarten, daß sie sich so verhält, wie es die Gesetze des Marktes erfordern?

## Anmerkungen

- <sup>1</sup> DIE ZEIT vom 20. 4. 1984.
- <sup>2</sup> Nach einer Prognose der Kultusministerkonferenz (KMK) in: Statistische Veröffentlichungen der Kultusministerkonferenz Nr. 86 vom Dezember 1983.
- <sup>3</sup> Studenten im 1. Hochschulsesemester, d. h. deutsche und ausländische Studenten, die sich zum ersten Mal an einer deutschen Hochschule eingeschrieben haben (also ohne Fach- und Hochschulwechsler).
- <sup>4</sup> Karl Alewell in: Zeitschrift für Organisation 5 (1977), S. 265.
- <sup>5</sup> Quelle: Der Bundesminister für Bildung und Wissenschaft, Grund- und Strukturdaten 1983/84, S. 282 ff. (Stand: Wintersemester 1982/83).

- <sup>6</sup> Vorausgesetzt, es werden 80 000 DM Bruttogehaltskosten je Wissenschaftler im Durchschnitt eines Jahres angesetzt.

## Literatur

- Alewell, K.:* Marketing-Management für Universitäten; in: Zeitschrift für Organisation, 5/77, S. 263 ff.
- Antonoff, R.:* Corporate Identity, Frankfurt/M. 1983.
- Müller, H.:* Berufsfeld und Stellenanzeigenmarkt für Diplomagraringenieure, in: Gießener Schriften für Agrar- und Ernährungswirtschaft, Heft 14, Frankfurt/M. 1984.
- Stieger, H.:* Zur Ökonomie der Hochschule, Gießen 1980.

**COMMERZBANK** 

## Auf dem Weg zum Erfolg braucht man den richtigen Partner.



Wer erfolgreich sein will, braucht einen Partner, der ihm in allen Geldfragen kompetent und mit individueller Beratung zur Seite steht.

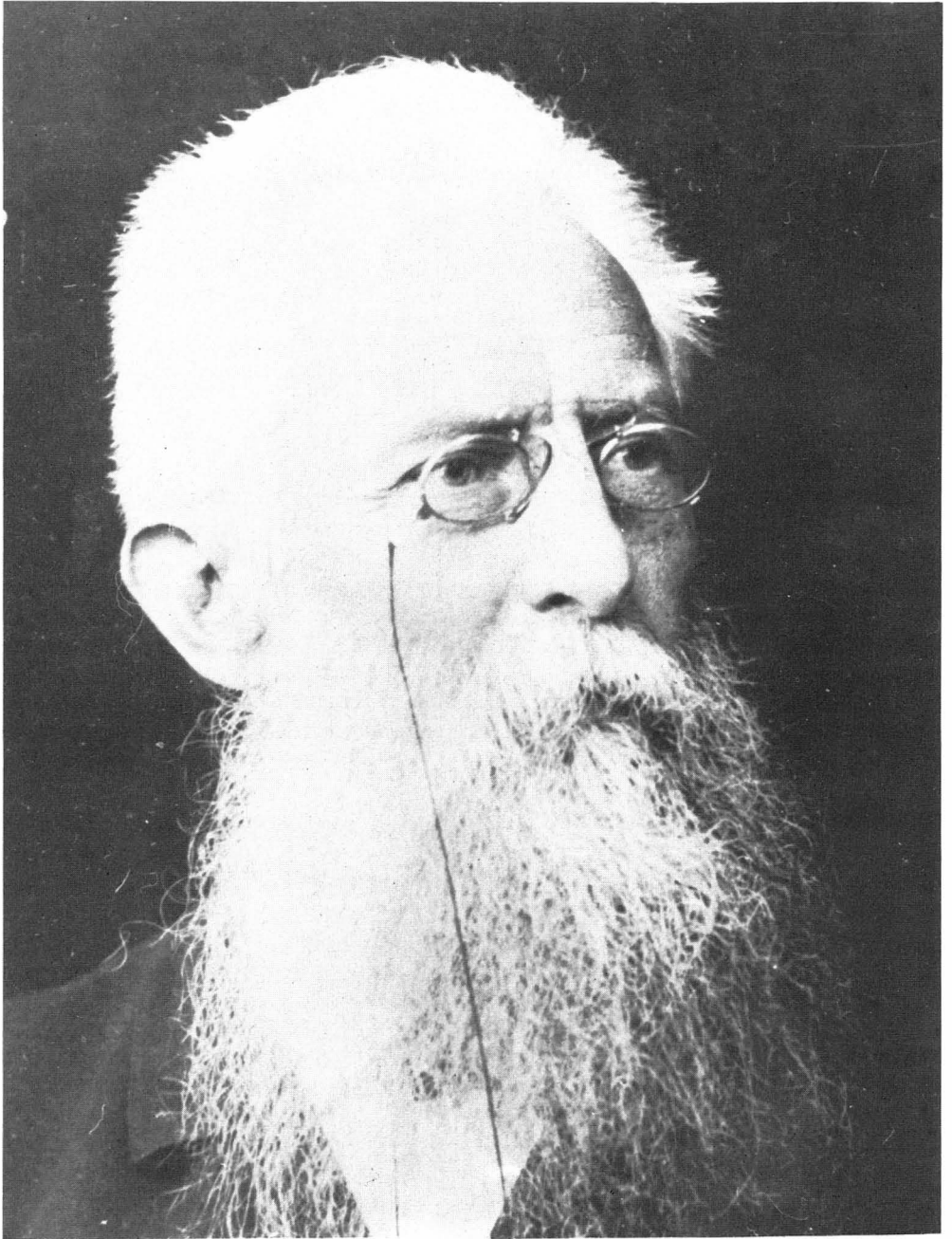
Kommen Sie deshalb zur Commerzbank.



**Commerzbank.**  
**Die Bank an Ihrer Seite.**

Filiale Gießen, Johannesstraße 17, Telefon (06 41) 7 10 51

112/5B4



William Lupton

# **Zur 150. Wiederkehr des Geburtstages von Ernst Louis Etienne Laspeyres**

## **1. Einführung**

Eine wesentliche Aufgabe der Statistik in jeder Substanzwissenschaft besteht darin, Daten über einen interessierenden Sachverhalt zu erheben, anhand dieser Daten regionale, sachliche oder zeitliche Vergleiche anzustellen und so substanzwissenschaftliche Entscheidungen vorzubereiten. Die Erledigung dieser Aufgabe fällt in den wissenschaftlichen Disziplinen verschieden aus. Sie richtet sich im wesentlichen danach, ob die Datenerhebung bei kontrollierten Experimenten gemacht werden kann, in denen man alle den beabsichtigten Vergleich störenden Einflußfaktoren durch entsprechende Versuchsplanung ausschalten kann, oder ob der Statistiker mehr oder nur die Rolle eines Chronisten hat, der die Daten registriert, ohne gestaltend in ihren Entstehungsprozeß eingreifen zu können, um eine Ceteris-Paribus-Situation zu schaffen. In der Bevölkerungs-, Sozial- und Wirtschaftswissenschaft – um nur einige zu nennen – liegt fast ausschließlich der letztgenannte Fall vor. Bei der Erledigung der Vergleichsaufgabe bleibt dann dem Statistiker nur der Ausweg, die experimentell nicht ausschließbaren Störeinflüsse durch eine rechnerische Konstruktion nachträglich zu neutralisieren. Ein solches Vorgehen heißt standardisierter Vergleich; sein typisches Instrument ist ein Index. Die heute national wie international am häufigsten herangezogene Indexformel, insbesondere zur Messung von Veränderungen im Preisniveau, ist die von Ernst Louis Etienne Laspeyres, Gießener Nationalöko-

nom und Statistiker des ausgehenden 19. Jahrhunderts, der am 28. November 1834 geboren wurde.

## **2. Biographische Notizen\***

Etienne Laspeyres entstammte einer im Jahre 1696 aus Nérac/Frankreich nach Berlin ausgewanderten hugenottischen Familie. Der Familienname aber ist portugiesischer Herkunft; es bedeuten: „peyr“ Peter, „peyres“ Petersöhne, und „las“ entspricht dem deutschen Adelsprädikat „von“. Die Familie Laspeyres brachte es zu Ansehen und Wohlstand in Preußen; unter Etiennes Vorfahren gibt es einen Berliner Stadtrat und einen Königlichen Kabinettsrat. Der Großvater war Kaufmann und Berliner Stadtverordneter; der Vater, Ernst Adolph Theodor, war zunächst Professor der Rechte in Halle/Saale, wo Etienne geboren wurde, und später Oberappellationsgerichtsrat in Lübeck; die Mutter, Auguste Henriette, war die Tochter des Königlich-Preußischen Generalmünzdirektors Goedeking.

Etienne Laspeyres studierte von 1853 bis 1859 Rechts- und Kameralwissenschaften in Tübingen, Berlin, Göttingen, Halle und Heidelberg. Seine juristischen Studien beendete er 1857 in Halle mit der Dissertation „De iuribus quae in rebus ad adoptan-

---

\* Die folgenden Ausführungen stimmen in wesentlichen Teilen mit dem biographischen Aufsatz „Ernst Louis Etienne Laspeyres, 1834-1913“ des Verfassers in: Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik, Bd. 196, 1981, S. 194-237, überein, wo auch die Originalarbeit von Laspeyres über die Indexformel aus dem Jahr 1871 abgedruckt worden ist.

do acquisitis in adoptiosum patrem transeunt“. Im Sommer des Jahres 1860 legte er der Philosophischen Fakultät der Universität Heidelberg eine Abhandlung über „Wechselbeziehungen zwischen Volksvermehrung und Höhe des Arbeitslohnes“ vor, aufgrund derer er zum Dr. phil. promoviert wurde und sich zugleich für das Fach Staats- und Kameralwissenschaften habilitierte. Von 1860 bis 1864 arbeitete er als Privatdozent in Heidelberg. In diese Zeit fällt ein ca. halbjähriger Aufenthalt in den Niederlanden, wo er das Material zu seiner „Geschichte der volkswirtschaftlichen Anschauungen der Niederländer und ihrer Literatur zur Zeit der Republik“ (Leipzig, 1863) sammelte. Mit diesem Buch beteiligte er sich an einem von der Fürstlich-Jablonowskischen-Gesellschaft (Leipzig) ausgeschriebenen akademischen Wettbewerb „Quellenmäßige Darstellung der nationalökonomischen Literatur in Holland bis zum Anfang des 18. Jahrhunderts“ und erhielt 1862 – wohl auf Vorschlag von Wilhelm Roscher (1817–1894) – den Preis von 48 Golddukaten zugesprochen. Außer diesem Preis brachte ihm die Arbeit Jahre später (1876), als er bereits Professor in Gießen war, einen – allerdings von ihm abgelehnten – Ruf an die Universität Amsterdam.

Stationen seiner Laufbahn als Professor für Staatswissenschaften waren:

- 1864 – erster Ruf auf ein Ordinariat an der Universität Basel,
- 1866 – Annahme eines Rufes an das Polytechnikum in Riga<sup>1</sup>,
- 1869 – Wechsel auf den Statistik-Lehrstuhl der Universität Dorpat<sup>1</sup> als Nachfolger von Adolph Wagner (1835–1917),
- 1873 – Annahme eines Rufes an das Polytechnikum Karlsruhe,
- 1874 – Aufnahme der Lehrtätigkeit an der Großherzoglich-Hessischen Landesuniversität Gießen.

Laspeyres übernahm in Gießen den durch Tod von W. S. Stahl (1812–1873), einem Schüler von F. B. W. Hermann (1795–1868), vakant gewordenen Lehrstuhl für Staatswissenschaften in der Philosophischen Fakultät. Vor der Verabschiedung einer Berufungsliste kam es zu universitätsinternen Auseinandersetzungen darüber, ob dieser Lehrstuhl nicht besser in die Juristische Fakultät übergehen sollte. Ein Senatsbeschluss beließ es aber bei der bisherigen Zuordnung. Von Interesse ist ein Blick in die Berufungsakten (Rektorsarchiv: Phil. Fak. L 16, Archiv der Universitätsbibliothek: Phil. K. 20). Außer Laspeyres wurden sieben Personen in die nähere Wahl gezogen; neben den heute kaum noch bekannten Neumann, Rösler, Umpfenbach und von Schals waren dies:

- *Lujo (Ludwig Joseph) Brentano* (1844–1931). Er war 1872/3 Mitbegründer des Vereins für Socialpolitik, der heutigen Gesellschaft für Wirtschafts- und Sozialwissenschaften. Neben Gustav Schmoller (1838–1917) und Adolph Wagner zählt Brentano zu den prominentesten Vertretern des Kathedersozialismus, der u. a. wissenschaftlich Position gegen eine Laissez-faire-Wirtschaftspolitik bezog.
- *Georg Friedrich Knapp* (1842–1926). Er ist ein Neffe Justus von Liebig's und Schwiegervater des ersten Bundespräsidenten Theodor Heuss (1884–1963). Knapp, ebenfalls Mitbegründer des Vereins für Socialpolitik, war führender Agrarhistoriker seiner Zeit. Wegen seines 1905 erschienenen Buches „Die staatliche Theorie des Geldes“ wird er von dessen oberflächlichen Lesern vorschnell und zu Unrecht für die spätere Inflationspolitik der Weimarer Republik verantwortlich gemacht.
- *Wilhelm Lexis* (1837–1914). Er und seine Schüler entwickelten fast ohne Bezugnahme auf ihre angelsächsischen Zeitgenossen Francis Galton (1822–1911),

Francis Ysidro Edgeworth (1845–1926), Karl Pearson (1857–1936) und William Sealy Gosset, Pseudonym: Student, (1876–1937) eine an der Wahrscheinlichkeitslehre orientierte Theorie der Statistik, die hervorragend fundiert und meisterhaft in der – allerdings fragmentarischen – Ausführung war.<sup>2</sup> Da sie mathematisch ausgestaltet war, aber unabhängig von den später dominierenden Angelsachsen entwickelt wurde, und ihre Ausstrahlung auf den europäischen Kontinent beschränkt blieb, bezeichnet man sie als „kontinentale Schule der mathematischen Statistik“. Neben Lexis gehören zu ihren Vertretern: Alexander Tschuprow (1874–1926), Ladislaus von Bortkiewicz (1868–1931) und Oskar Anderson, sen. (1887–1960).

Im Sitzungsprotokoll der Gießener Berufungskommission wird unter dem Datum vom 13. Juni 1873 über Laspeyres wie folgt berichtet: „Dr. E. Laspeyres, etwa 40 Jahre alt, Professor ord., früher in Basel, gegenwärtig in Dorpat, vom 1. October d. J. ab nach Karlsruhe berufen, überragt die meisten der Genannten an Leistungen, wird in den Schriften der bedeutenderen Nationalöconomen viel zitiert. Seine Untersuchungen liegen zumeist im Gebiete der Statistik. Helferich (Dieser war als auswärtiger Gutachter bestellt. Anm. d. V.) sagt in einem seiner Briefe von Laspeyres: „An seiner wissenschaftlichen Tüchtigkeit ist gar nicht zu zweifeln. Sein Buch über die niederländ. nationalöcon. Literatur, seine Untersuchungen über Preisveränderungen und Wohnungsverhältnisse beweisen dieselbe vollständig und da er schon dociert, kann es ihm an der nöthigen Übung und Sicherheit nicht fehlen.““

Die vom Senat am 30. Juli 1873 einstimmig verabschiedete Berufungsliste nennt Laspeyres auf dem ersten Platz, Lexis und von Schals auf den Folgeplätzen. Am

3. Oktober 1873 wurde das Anstellungsdekret für Laspeyres ausgefertigt, das ihn mit einem Jahresgehalt von 3000 Gulden in Gold mit Wirkung vom 15. März 1874 zum ordentlichen Professor der Staats- und Kameralwissenschaften an der Gießener Universität machte. Im gleichen Jahr wurde er Mitglied der Hessischen Zentralstelle für Landesstatistik und der Juristischen Prüfungskommission, beide in Darmstadt. Bereits 1876 wurde Laspeyres Dekan der Philosophischen Fakultät, 1881/2 war er Rektor der Universität. Laspeyres gründete das Staatswissenschaftlich-Statistische Seminar an der Gießener Universität, dessen historisch recht wertvoller Bücher- und Zeitschriftenbestand im Jahre 1965 bei der Gründung der Fakultät für Rechts- und Wirtschaftswissenschaften auf die wirtschaftswissenschaftliche Bibliothek übergegangen ist. Dort findet man Bücher mit handschriftlichen Notizen von ihm und Widmungen für seinen Nachfolger.

Laspeyres hatte als Mitglied des Internationalen Statistischen Instituts (ISI) zahlreiche Kontakte ins Ausland. An den Kongressen des ISI nahm er häufig teil, so 1867 in Paris, 1887 in Rom und 1893 in Chicago. Aus Universitätsakten geht hervor, daß er für die Romreise 550 Mark und für die USA-Reise 3000 Mark Zuschuß erhielt.

Im Wintersemester 1899/1900 ließ sich Laspeyres wegen Krankheit (leichter Schlaganfall) beurlauben. Im Februar 1900 reichte er ein Pensionierungsgesuch ein, dem stattgegeben wurde, so daß er zum 1. April 1900 in den Ruhestand trat. Am 4. August 1913 starb er im Alter von 79 Jahren. Sein Grab auf dem Alten Friedhof in Gießen ist erhalten.<sup>3</sup>

### 3. Bemerkungen zum Werk von Laspeyres

Laspeyres recht umfangreiches, zwischen 1857 und 1911 erschienenes Werk läßt

sich in drei Klassen einteilen:

- rein volkswirtschaftliche Arbeiten,
- methodologisch ausgerichtete Arbeiten zur Statistik,
- anwendungsorientierte Arbeiten zur Statistik.

Zur ersten Gruppe gehören neben seiner nationalökonomischen Dissertation und der „Geschichte der volkswirtschaftlichen Anschauungen der Niederländer ...“ eine Reihe von Artikeln in Bluntschlis „Deutschem Staatswörterbuch“ (Bd. 8–10, 1864–1867), eine Vielzahl populärwissenschaftlich gehaltener Aufsätze zu wirtschafts- und sozialpolitischen Zeitproblemen in der Zeitschrift „Deutsche Revue“ zwischen 1877 und 1885 sowie Aufsätze zur nationalökonomischen Ausbildung von Kaufleuten (in: Baltische Monatschrift 1868). In diesen Aufsätzen trug er Ideen vor, die 30 Jahre später in den neu gegründeten Handelshochschulen Aachen, Leipzig, St. Gallen und Wien realisiert wurden, aus denen die deutsche Betriebswirtschaftslehre hervorging. In den statistisch-methodologischen Arbeiten, etwa in „Die Kathedersozialisten und die Statistischen Kongresse“ (in: Deutsche Zeit- und Streitfragen, hrsg. von Oncken und Holtzendorf, 1875), entwickelte er Vorstellungen, die heute national und international weitestgehend Realität geworden sind: Quantifizierung und Operationalisierung der Nationalökonomie, Ausbau der amtlichen Statistik als Datenproduzent, Kooperation von amtlicher Statistik und wirtschaftswissenschaftlicher Forschung, Integration des Nationalökonom und Statistikers in einer Person, etwa als empirischer Wirtschaftsforscher oder Ökonometriker.

Von Interesse für die Gießener Leser dürfte Laspeyres Auseinandersetzung mit einigen Aspekten im Werk Justus von Liebig sein. Letzterer hatte in der Einleitung zu „Die Chemie in ihrer Anwendung auf

Agrikultur und Physiologie“ versucht, seine Theorie der Bodenerschöpfung auch anhand von historischen und insbesondere statistischen Daten zu begründen. In dieser Hinsicht ging von Liebig mit einer Naivität zu Werk, daß Kritik von sachkundiger Seite nicht ausbleiben konnte. So sahen sich J. Conrad (Liebigs Ansicht von der Bodenerschöpfung und ihre statistische, geschichtliche und nationalökonomische Begründung, Jena, 1864) und Laspeyres (Justus von Liebigs Theorie der Bodenerschöpfung, Riga, 1869) veranlaßt, Liebigs Art von Beweisführung entgegenzutreten, ohne dabei allerdings die chemisch-physiologischen Aussagen anzuzweifeln. Kritisiert wurden insbesondere die von Liebig angestellten Erntevergleiche, da die gegenübergestellten Situationen eigentlich nicht vergleichbar waren, weil Klima und geographische Faktoren beim interregionalen Vergleich nicht übereinstimmten oder weil beim intertemporalen Vergleich der Ernten am selben Ort die Witterungsbedingungen der Erntejahre erheblich differierten. Laspeyres hat selbst in allen seinen vergleichenden Untersuchungen peinlich genau darauf geachtet, daß bei dem von ihm als „Seele der Statistik“ bezeichneten Vergleich nur Vergleichbares gegenübergestellt wird. Als Beweis für die Bodenerschöpfung führt Liebig u. a. auch den Umstand an, daß in manchen Ländern der Roggen den Weizenanbau verdrängt habe, und ist der Ansicht, der Landwirt baue auf Weizenfeldern nur dann Roggen an; wenn der Acker keine lohnende Weizenernte mehr liefere. Diese einzelwirtschaftliche Betrachtung ist zwar im Prinzip richtig, besagt aber noch keineswegs, daß die Bodenerschöpfung Ursache der mangelnden Rentabilität des Weizenanbaus ist. Laspeyres wies dann auch in den von Liebig herangezogenen Fällen nach, daß nicht Raubbau am Boden die Produktionsum-



stellung bewirkte, sondern die Tatsache, daß in den betreffenden Ländern durch Auslandskonkurrenz die Weizenpreise nicht so stark gestiegen waren wie die Roggenpreise und daß in diesen Ländern das Bevölkerungswachstum eine höhere Roggennachfrage ausgelöst hatte.

Schwerpunkt der anwendungsorientierten statistischen Arbeiten von Laspeyres war die Preisstatistik. Mehr als 25 Jahre seines wissenschaftlichen Lebens, etwa die Zeit von 1875 bis zur Emeritierung, widmete er einer breit angelegten empirischen Untersuchung zur Überwältzbarkeit indirekter Steuern im Preis. Anlaß dieses Projekts war die zum 31. 12. 1874 erfolgte Aufhebung der Mahl- und Schlachtsteuer in Preußen, die es dort seit 1821 gegeben hatte. Seine erste, expositorische Arbeit zu diesem Thema stammt aus dem Jahre 1877 (Statistische Untersuchungen über den Einfluß einer Steueraufhebung auf die Preise der bisher besteuerten Produkte, in: Österreichische Statistische Monatschrift, III. Jg.); die umfassende Publikation erschien 1901 im Finanzarchiv (18. Jg., S. 46–282) unter dem Titel „Statistische Untersuchungen zur Frage der Steuerüberwälzung“. Laspeyres hatte ein dreifaches Untersuchungsziel; er wollte prüfen, ob

1. bei Einführung der beiden Steuern (1821) die Preise der besteuerten Güter um den Steuerbetrag angestiegen waren,
2. während der Geltungsdauer dieser Steuern die Preise der besteuerten Güter höher waren als bei Nichtexistenz der Steuern,
3. bei Aufhebung der Steuern zum 31. 12. 1874 die Preise der besteuerten Güter um den Steuerbetrag fielen.

Eine Antwort findet man in der obigen Arbeit nur zur Wirkung der Steueraufhebung. Laspeyres konnte hier zweifelsfrei die Preissenkung der besteuerten Waren um die Jahreswende 1874/75 nachweisen.

Allerdings zogen dann im Laufe des Jahres 1875 die Preise wieder etwas an, jedoch um weniger als den Betrag der fortgefallenen Steuern. Um außer der Steuer alle sonstigen preisbestimmenden Faktoren in ihrer Wirkung zu neutralisieren, bediente sich Laspeyres eines dreifachen Vergleichs:

1. Er verglich die Preise der besteuerten Waren vor und nach der Steueraufhebung und untersuchte auch, ob nicht vielleicht der angekündigte Steuerfortfall durch vorbeugende Preiserhöhungen kompensiert oder überkompensiert worden war.
2. Er verglich die Preisbewegungen der besteuerten Güter in den Städten, in denen es diese Steuern gab, mit den Bewegungen in solchen Städten, die diese Steuern niemals eingeführt hatten.
3. Er verglich schließlich in den Städten, die diese Steuern erhoben, die Preisbewegungen der besteuerten Waren mit denen nicht besteuerten Waren.

Bei diesen Untersuchungen sind Laspeyres und seine Mitarbeiter ein Opfer der vielen Zahlen geworden. In einer Fußnote auf S. 49 der letztgenannten Arbeit schreibt Laspeyres „... bei den kolossal viel Rechnungen, welche zur Gewinnung des Materials vorgenommen werden mußten. So waren z. B. für die letzten 25 Jahre, bloß um die nötigen Jahrespreise, welche das Preußische Statistische Bureau aus den publizierten Monatspreisen in den letzten 25 Jahren nicht mehr berechnet, zu gewinnen, mehr als anderthalb Millionen Monatspreise abzuschreiben und vielen Berechnungen zu unterziehen<sup>4</sup>, nämlich 40 Waren in 136 Städten in 300 Monaten = 1.632.000 Preise.“ Bereits 1875 hatte er in der Arbeit „Die Kathedersozialisten und die statistischen Kongresse“ festgestellt, daß er schon seit Jahren täglich drei bis vier Stunden mit mechanischem Rechnen verbracht hatte. Mit den heute verfügbaren Computern wäre ein Statistiker in

der Lage, das von Laspeyres und seinen Mitarbeitern bewältigte und im Grunde einfache Rechenpensum im Bruchteil der genannten Zeit zu erledigen und dazu noch fehlerfrei. Daß Laspeyres nach seiner Emeritierung und ohne Rückgriffsmöglichkeit auf wissenschaftliche Mitarbeiter die beiden ersten der drei gesteckten Ziele nicht mehr erreichen konnte, dürfte damit hinreichend erklärt sein.

#### 4. Die Indexformel von Laspeyres

Mit den bisher genannten Arbeiten wäre der Name von Laspeyres sicherlich nicht in die heutige Zeit übergegangen. Hätte er nicht 1871 einen Aufsatz unter der Überschrift „Die Berechnung einer mittleren Warenpreissteigerung“ (in: Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik, 16. Bd., S. 296–314) publiziert und darin eine – wie wir sie jetzt nennen – Indexformel entwickelt, würde sich außer vielleicht einigen nationalökonomischen Dogmengeschichtlern heute niemand mehr an ihn erinnern. So ist aber sein Name in allen statistischen Ämtern der Welt wie auch in allen wirtschaftswissenschaftlich orientierten Statistik-Lehrbüchern zu einem Begriff geworden.

Laspeyres selbst ist sich der Tragweite und Bedeutung seiner Indexformel von 1871 nicht bewußt geworden, sie steht in seinem wissenschaftlichen Werk eigentlich völlig isoliert. Sie erscheint in der obigen Arbeit, in der er sich mit der Kritik von Drobisch und Geyer an seiner Untersuchung aus dem Jahre 1864 („Hamburger Warenpreise und die kalifornisch-australischen Goldentdeckungen seit 1848“, in: Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik, 9. Bd., S. 81–118 u. 209–236) auseinandersetzt, kommt aber in allen späteren Arbeiten nicht mehr vor. So reagiert er nicht auf die 1874 von H. Paasche vorgeschlagene Alternativkonstruktion (H. Paasche: „Über die Preisentwicklung

der letzten Jahre nach den Hamburger Börsennotierungen, in: Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik, Bd. 19, S. 168–178), noch nimmt er in irgendeiner schriftlich belegten Form an der gegen Ende des 19. Jahrhunderts in England einsetzenden Indexdiskussion teil.<sup>5</sup> Ich vermute, daß sich Laspeyres ausschließlich auf die bereits genannte Arbeit zur Steuerüberwälzung konzentriert hat sowie auf eine weitere, eng damit verwandte und ebenfalls 1901 erschienene Arbeit (Einzelpreise und Durchschnittspreise vegetabilischer und animalischer Produkte in Preußen während der 75 Jahre 1821 bis 1895, in: Zft. des Kgl.-Preuß. Stat. Bureaus, S. 51ff.), in der es um die Streuungsmessung der Preise ging. Da Laspeyres bei diesen Arbeiten keine Indexkonstruktion benötigte, erklärt sich sein Desinteresse an der damals beginnenden und eigentlich von ihm ausgelösten wissenschaftlichen Auseinandersetzung über die zweckmäßige Indexformel.

Als Laspeyres 1864 seine erste und 1871 seine zweite Arbeit über die Messung von Preissteigerungen und Geldwertveränderungen schrieb, war das Problem der säkularen Inflation seit langem bekannt, nur war es durch die um 1848 entdeckten Goldlager in Kalifornien und Australien wieder akut geworden. Im Gegensatz zu heute war die damalige Währung durch Gold gedeckt, so daß man – wie schon nach den Goldeinfuhren der Spanier aus Mittel- und Südamerika im 16. und 17. Jahrhundert – die Inflation in Europa mit den sprunghaft steigenden Edelmetallbeständen in Verbindung brachte. Ob diese These wissenschaftlich haltbar ist, soll hier – im Gegensatz zum statistischen Meßproblem – nicht interessieren. Außer dem Problembewußtsein für steigende Preise hatte man seinerzeit schon einige Formen und Formeln zur Messung dieser Veränderungen.

Die einfachste und auch heute gelegentlich noch praktizierte Form der Messung besteht darin, den Preis  $p$  eines ausgewählten Gutes<sup>6</sup> in den Perioden  $t=0,1,2,\dots$  zu notieren, also  $p_t$ , und aus der resultierenden Zeitreihe Verhältniszahlen, Preismeßzahlen genannt, zu bilden, entweder mit einer festen Basis:

$$M_t = p_t/p_0;$$

$$p_0 \text{ — Preis ind der Basisperiode 0, (1)}$$

oder mit einer variablen Basis in Form einer Gliedziffer:

$$G_t = p_t/p_{t-1}. \quad (2)$$

Dann ist  $100-100 M_t$  die prozentuale Preisveränderung gegenüber der Basisperiode und  $100-100 G_t$  die prozentuale Preisveränderung gegenüber der jeweiligen Vorperiode. Bei der Messung der Kaufkraftveränderung des Geldes nur auf ein Gut und dessen Preisbewegungen zurückgreifen zu wollen, ist allein schon deswegen nicht angebracht, weil zum einen ein Haushalt oder ein Unternehmen sein Geld nicht für ein einziges Gut ausgibt, und zum anderen sich die Preise der Güter nicht gleichmäßig verändern und die Wirtschaftssubjekte die relativ teureren Güter durch die relativ billigeren Güter zu substituieren pflegen.

Eine erste Variante zur einfachen Verhältniszahl (1) besteht darin, die Preise eines Bündels von  $n$  Gütern ( $p_{ti}$ -Preis des  $i$ -ten Gutes in der Periode  $t$ ) über die Zeit zu verfolgen und daraus eine kompliziertere Verhältniszahl, Index genannt, zu bilden. Aus dem Jahre 1738 stammt der Index des Franzosen Dutot:

$$P_{t;0}^{Du} = \frac{\sum_{i=1}^n p_{ti}}{\sum_{i=1}^n p_{oi}}. \quad (3)$$

In (3) werden die Summen der  $n$  Güterpreise<sup>7</sup> zu zwei Zeitpunkten aufeinander bezogen. Daß Preise als intensiv gemesse-

ne Größen (Währungseinheiten je Mengeneinheit) inkommensurabel sind, störte die Anwender dieser Formel genauso wenig wie die Tatsache, daß der Vergleich auch von der gewählten Mengeneinheit abhängt, deren Preis erhoben wird. Diesen Einwendungen ist die Indexformel des Italieners Carli aus dem Jahre 1764 nicht mehr ausgesetzt.

$$P_{t;0}^{Ca} = \frac{1}{n} \sum_{i=1}^n \frac{p_{ti}}{p_{oi}}. \quad (4)$$

Hier handelt es sich um ein einfaches oder ungewogenes arithmetisches Mittel der  $n$  Preismeßzahlen. Wie viele seiner Zeitgenossen hatte auch Laspeyres zunächst (1864) nach der Carli-Formel gerechnet. Zu Beginn des 19. Jahrhunderts kam die Idee auf, nicht allein Preise in einem Index zu verarbeiten, sondern die Preise der Güter ihrer Bedeutung gemäß in den Index eingehen zu lassen. Auf den Engländer A. Young (1812) geht die Idee eines gewogenen Index zurück. Als Gewichte verwendete er willkürlich gewählte natürliche Zahlen, wobei in der Literatur strittig ist, wie er gerechnet hat, da er keine Formel, sondern nur Resultate angegeben hat, aus denen sich die Formel nicht identifizieren läßt. Im Jahre 1822 führte der Engländer J. Lowe als erster eine Gewichtung mit Gütermengen ein; seine Indexformel lautet:

$$P_{t;0}^{Lo} = \frac{\sum_{i=1}^n p_{ti}q_i}{\sum_{i=1}^n p_{oi}q_i}. \quad (5)$$

Dabei ist  $q_i$  die Menge des Gutes  $i$ . Die Zusammenstellung der Gewichte nach Art und Menge der Güter wird als Warenkorb bezeichnet. Es ist nicht klar, aus welcher Periode (aus der Basisperiode 0, der laufenden Berichtsperiode  $t$  oder irgendeiner anderen Periode) Lowe die Gewichte nehmen will. Kendall (1969) glaubt zwar, Lowe habe die Formeln von Laspeyres und Paasche – vgl. (7) und (8) unten – vor-

weggenommen, schreibt aber: "They (Gemeint sind die Indizes von Laspeyres und Paasche. Anm. d. Verf.) are obviously particular cases of Lowe's index, but perhaps it is fair for the German author's names to be attached to them, for the earlier writers were not much concerned with weights moving through time, and it was not until consumption began to expand fairly rapidly that detailed thought had to be given to the question of changing weights." (Kendall, a. a. O., S. 10).

Nachdem Laspeyres wegen seines 1864 erschienenen Aufsatzes und der dort verwendeten Formel (4) von Drobisch<sup>8</sup> angegriffen worden war, der – in heutiger Notation –

$$P_{t;0}^{Dr} = \frac{\sum_{i=1}^n p_{it}q_{it}}{\sum_{i=1}^n p_{oi}q_{oi}} \quad (6)$$

als Index vorschlug, bezog Laspeyres scharf Position. In (6) wird die Ausgaben-summe für den Warenkorb der Berichtsperiode  $t$  ( $q_{t1}, q_{t2}, \dots, q_{tn}$ ) bewertet zu Preisen dieser Periode  $t$  auf die Ausgaben-summe des Warenkorbs der Bezugsperiode 0 ( $q_{01}, q_{02}, \dots, q_{0n}$ ) bewertet zu Preisen dieser Periode 0 bezogen. (6) heißt heute Wert- oder Umsatzindex. Aus  $P_{t;0}^{Dr} = 1$  kann man ebensowenig auf zeitliche Konstanz der Preise schließen, wie man aus  $P_{t;0}^{Dr} > 1$  (bzw.  $P_{t;0}^{Dr} < 1$ ) ein Steigen (ein Fallen) der Preise zwischen Periode  $t$  und Periode 0 folgern darf, weil nicht nur die Preisstrukturen, sondern auch die Warenkörbe beider Perioden verschieden sein können. Laspeyres, der stets darauf bedacht war, bei statistischen Vergleichen die störenden Faktoren auszuschalten, lehnte die Konstruktion (6) mit den zeitvariablen Warenkörben ab und führt sie auch an einem Beispiel ad absurdum und schreibt: „Wie viel 1856–60 das Leben für alle Einwohner eines Landes zusammen oder für den durchschnittlichen Menschen im Durchschnitt gegen 1851–55

theurer geworden ist, hätten wir daraus zu finden, dass wir fragen, wie viel kostet in der Periode 1856–60 dieselbe Summe derselben Güter mehr Geld als 1851–55. Das Verhältniss der späteren Werthsumme für gleiche Güter zu der früheren Werthsumme = 100 ergäbe uns die procentuale Durchschnittsvertheuerung ...“ (Laspeyres, 1871, a. a. O., S. 305). Die von Laspeyres dann vorgeschlagene und mit Zahlen der Hamburger Einfuhrstatistik für 82 Warengruppen durchgerechnete Preisindexformel lautet in heutiger Symbolik:

$$P_{t;0}^{La} = \frac{\sum_{i=1}^n p_{it}q_{oi}}{\sum_{i=1}^n p_{oi}q_{oi}} \quad (7)$$

Dem Laspeyres-Preisindex (7) stellte Paasche 1874 als Alternative einen Preisindex der Form

$$P_{t;0}^{Pa} = \frac{\sum_{i=1}^n p_{it}q_{ti}}{\sum_{i=1}^n p_{oi}q_{ti}} \quad (8)$$

gegenüber.

Die heute benutzten Indizes sind fast ausschließlich von der Bauart (7), gelegentlich von der Form (8). Das liegt zum einen an der für ihre einfache rechnerische Auswertung vergleichsweise leichten Beschaffbarkeit der statistischen Ausgangsdaten und zum anderen an der in beiden Formeln steckenden klaren Sachlogik und anschaulichen Interpretierbarkeit. Der Laspeyres-Preisindex gibt – nach Multiplikation mit 100 – an, um wieviel Prozent teurer oder billiger der als Vergleichsstandard genommene Warenkorb ( $q_{01}, \dots, q_{0n}$ ) der Basisperiode 0 in der Berichtsperiode  $t$  ist, während – wieder nach Multiplikation mit 100 – der Paasche-Preisindex besagt, wieviel Prozent mehr oder weniger man für den Warenkorb ( $q_{t1}, \dots, q_{tn}$ ) der Berichtsperiode  $t$  in der Bezugsperiode 0 ausgegeben hätte. In beiden Formeln wird also eine jeweils reale an einer fiktiven Ausgaben-summe verglichen. Sind beim

Aufzeigen zeitlicher Preisbewegungen (7) und (8) logisch – allerdings nicht numerisch – äquivalent, so ist der Paasche-Preisindex bei der Deflationierung von Wertgrößen (Realwertberechnung oder Berechnung in konstanten Preisen) dem Laspeyres-Preisindex überlegen. Dividiert man nämlich eine in der Periode  $t$  gezahlte Ausgabensumme  $\sum p_{ti} q_{ti}$  durch (8), so erhält man die zu Preisen der Periode 0 bewertete Ausgabensumme, also  $\sum p_{0i} q_{ti}$ , während eine Division durch (7) zu keinem vernünftig interpretierbaren Ausdruck führt. Dafür ist jedoch der Laspeyres- dem Paasche-Preisindex dann überlegen, wenn man nicht nur die Preisbewegungen gegenüber einer festen Basisperiode 0 messen will, sondern auch einen Vorperiodenvergleich benötigt. Bildet man zu diesem Zweck den Quotienten  $P_{t+1;0}^{La} / P_{t;0}^{La}$ , so erhält man nach leichter Rechnung den Ausdruck

$$\frac{\sum p_{t+1,i} q_{0i}}{\sum p_{t,i} q_{0i}},$$

also die Preisveränderung der Periode  $t+1$  gegenüber  $t$ , gemessen an einem einheitlichen Warenkorb, während der analoge Quotient von Paasche-Preisindizes eine irrelevante Größe liefert.

### 5. Preisindizes für die Lebenshaltung – Ein Beispiel heutiger Indexberechnung

In Deutschland ist man nach zwei drastischen Geldentwertungen besonders sensitiv gegenüber inflationären Erscheinungen. So hat denn auch der Gesetzgeber in der Bundesrepublik im Gesetz zur Förderung der Stabilität und des Wachstums der Wirtschaft (kurz: Stabilitätsgesetz) vom 8. 6. 1967 u. a. die Einhaltung der Preisstabilität als wirtschaftspolitisches Ziel festgeschrieben. Die Kaufkraftmessung des Geldes oder m. a. W. die Messung des Geldwertes verlangt eine Messung des Preisniveaus. Preisniveau und

Geldwert verhalten sich umgekehrt proportional zueinander. Steigt das Preisniveau, fällt der Geldwert, so daß den Geldbesitzern weniger reale Kaufkraft zur Verfügung steht, während umgekehrt bei sinkendem Preisniveau sich die Kaufkraft des Geldes entsprechend erhöht.

Ein Gesamtindex für die Geldwertveränderung schlechthin existiert nicht. Seiner Aufstellung stehen unüberwindbare praktische und methodische Schwierigkeiten im Wege. Es gibt aber Preisindizes für bestimmte Arten der Geldverwendung und für bestimmte Gruppen von Wirtschaftssubjekten. So berechnet das Statistische Bundesamt monatlich mehrere Dutzend Preisindizes, vom Index der Einkaufspreise landwirtschaftlicher Betriebsmittel über Indizes der Post- und Fernmeldegebühren bis hin zu Indizes der Sozialproduktkomponenten, und berichtet darüber in der Fachserie 17 (Preise).

In der Bundesrepublik wird die Geldwertveränderung gern an einem der vier Preisindizes für die Lebenshaltung, und zwar an dem für Arbeitnehmerhaushalte mit mittlerem Einkommen, gemessen.<sup>9</sup> Es handelt sich dabei um einen städtischen Vier-Personen-Haushalt mit zwei Erwachsenen, davon einer erwerbstätig, und zwei Kindern, davon mindestens eines unter 15 Jahren, der im Basisjahr 1976 Verbrauchsausgaben von monatlich DM 2053 hatte. Er unterscheidet sich u. a. von den drei anderen durch den Haushaltstyp, die Höhe der monatlichen Verbrauchsausgaben und deren Aufteilung auf die Verwendungszwecke (Miete, Kleidung, Lebensmittel etc.). Zum besseren Verständnis der Vorgehensweise wird die Summen- oder Aggregatform des Laspeyres-Preisindex (7) in die sogenannte Mittelwertform gebracht:

$$P_{t;0}^{La} = \sum_{i=1}^n \frac{p_{ti}}{p_{0i}} g_i \quad (9)$$

mit

$$g_i = (p_{0i}q_{0i}) / \sum_{j=1}^n p_{0j}q_{0j}.$$

(9) zeigt den Laspeyres-Preisindex als gewogenes arithmetisches Mittel der zeitlichen Preismeßzahlen, wobei die Preismeßzahl für Gut  $i$  mit dem Ausgabenanteil  $g_i$  dieses Gutes an den Gesamtausgaben im Basisjahr 0 gewichtet wird.<sup>10</sup>

Die statistischen Informationen zur Berechnung der  $g_i$  und der  $p_{ti}/p_{0i}$  stammen aus verschiedenen Erhebungen. Die Aufteilung der Haushaltsausgaben auf die Gütergruppen ergibt sich aus der Auswertung der laufenden Wirtschaftsrechnungen (= Haushaltsbuchführung) von Haushalten. Für den zitierten Haushaltstyp berichten auf freiwilliger Basis nur ca. 400 Haushalte in der Bundesrepublik. Diese empirische Basis ist so schmal, daß man den Index nur auf Bundes-, aber nicht auf Landesebene berechnen kann. Durch die laufende statistische Erfassung der Verbrauchsausgaben und deren Aufteilung ist man in der Lage zu entscheiden, wann ein einmal festgelegtes Gewichtssystem überholt und eine Umbasierung erforderlich ist. Mit zunehmender zeitlicher Entfernung vom Basisjahr wird nämlich durch die von den Haushalten in Reaktion auf die Preisverschiebungen erfolgte Umstrukturierung ihrer Ausgaben das Gewichtssystem unrealistisch, und der Laspeyres-Preisindex überzeichnet im Gegensatz zum Paasche-Index die Preissteigerung, da ersterer ein historisches Verbrauchsschema verwendet, in dem die relativ teurer gewordenen Güter nicht durch die relativ billigeren Güter substituiert worden sind. Basisjahre nach dem Zweiten Weltkrieg sind 1950, 1958, 1962, 1970, 1976 und seit kurzem 1980.

Das Preismaterial zur Bildung der Relationen  $p_{ti}/p_{0i}$  für die ca. 900 berücksichtigten Waren und Leistungen (Es ist dies eine

im internationalen Vergleich kaum zu überbietende Zahl von Güterpositionen!) wird monatlich in 118 Gemeinden mit mehr als 5000 Einwohnern gesammelt. Die Erhebungsaufgabe liegt bei den statistischen Ämtern der Gemeinden, von wo die Daten an das jeweilige Statistische Landesamt zur Berechnung von ungewogenen Landesdurchschnittspreisen weitergehen, aus denen dann im Statistischen Bundesamt ein mit der Landeswohnbevölkerung gewogener Bundesdurchschnittspreis berechnet wird. Die Zahl der Berichtsstellen (Warenhäuser, Einzelhändler etc.) liegt in den Großstädten bei mindestens acht, in kleineren Städten bei mindestens vier. Monatlich werden etwa 200 000 Einzelpreise allein für diesen Index erhoben. Die zentral vom Statistischen Bundesamt vorgenommene Güterbeschreibung läßt dem Erhebungspersonal zwar Spielraum bei der Auswahl einer bestimmten Güterausführung aus dem Berichtsstellensortiment, an der dann aber möglichst lange festgehalten wird. Das große Problem bei der Preiserhebung ist, da der Index ja einen reinen Preisvergleich machen soll, Qualitätsveränderungen auszuschalten. Die über längere Zeit mit Sicherheit eintretenden Bewegungen in der Güterqualität und in den Vertragsbedingungen beim Güterkauf versucht man durch statistische Konstruktionen wie Verkettung oder multiple Regression zu eliminieren.

Eng verwandt mit dem zeitlichen Preisvergleich durch Preisindizes für die Lebenshaltung sind internationale Preis- oder Kaufkraftvergleiche durch sogenannte Verbrauchergeldparitäten. Man verwendet dazu ebenfalls die Indexformeln (7) und (8) mit der Maßgabe, daß  $t$  für die Bundesrepublik und 0 für einen anderen Staat steht. Der Laspeyres-Index (7) liefert die Parität „... DM je ausländische Währungseinheit“ gemessen am ausländi-

schen Verbrauchsschema, der Paasche-Index (8) die Parität gemessen am bundesdeutschen Warenkorb. Beide Paritäten differieren meistens erheblich, weshalb man aus ihnen eine einzige Parität als geometrisches Mittel (Quadratwurzel aus dem Produkt beider Paritäten) bildet. Dieses Vorgehen heißt Methode der gekreuzten Warenkörbe. Mit Verbraucher-geldparitäten werden die Gehälter von im Ausland tätigen Bundesdeutschen in die ausländische Währung umgerechnet, da Wechselkurse in den seltensten Fällen die Binnenkaufkraftunterschiede ausdrücken. Reisegeldparitäten werden auf ähnliche Weise berechnet, allerdings unter Zugrundelegung eines von einem Touristen nachgefragten Warenkorbs.

### Anmerkungen

- <sup>1</sup> Riga und Dorpat waren deutschsprachige Hochschulen im damaligen russischen Zarenreich.
- <sup>2</sup> *Lexis, W.*: Zur Theorie der Massenerscheinungen in der menschlichen Gesellschaft, Freiburg i. B., 1877, derselbe: Abhandlungen zur Theorie der Bevölkerungs- und Moralstatistik, Jena, 1903.
- <sup>3</sup> Vgl. *H. G. Gundel*, Professorengräber auf dem Alten Friedhof in Gießen, Pressestelle der JLU Gießen, 1979.

- <sup>4</sup> Man denke an das uneinheitliche Maß- und Münzwesen in den deutschen Staaten. (Anm. d. Verf.)
- <sup>5</sup> Vgl. *M. G. Kendall*, The early history of index numbers, in: Review of the International Statistical Institute, Vol. 37, 1969, S. 1–12.
- <sup>6</sup> Unter einem Gut wird im folgenden eine Ware oder eine Dienstleistung verstanden.
- <sup>7</sup> Dutot hatte u. a. in den Vergleich einbezogen den Preis je eines Stücks der folgenden Vieharten: Kalb, Schaf, Ziege, Schwein, Huhn, Taube, Kaninchen, je eines Pfundes Butter, Nußöl und Talg, den Tageslohn eines Arbeiters, den Preis eines Fasses Wein etc.
- <sup>8</sup> Vgl. *M. W. Drobisch*, Über die Berechnung der Veränderungen der Waarenpreise und des Geldwerths, in: Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik, Bd. 16, 1871, S. 143–156.
- <sup>9</sup> Dieser Index hat eine lange Entwicklungsgeschichte, er geht auf die seit 1920 ermittelte Reichsindexziffer für die Lebenshaltung einer fünfköpfigen Arbeiterfamilie zurück, die zunächst monatlich, auf dem Höhepunkt der Inflation im Jahre 1923 wöchentlich und zum Schluß sogar wöchentlich zweimal berechnet wurde. Auf der Basis 1913/14 = 100 erreichte sie am 26. November 1923 ihren Höchststand mit  $1,535 \cdot 10^{14}$ .
- <sup>10</sup> Hier zeigt sich ein weiterer, praktischer Vorteil des Laspeyres- gegenüber dem Paasche-Preisindex: Während man für den Laspeyres-Index das Gewichtssystem  $\{g_t\}$  nur einmal und zwar für die Basisperiode ermittelt, müßte man es für den Paasche-Index laufend für jede Berichtsperiode neu ermitteln, was sehr aufwendig ist.



*Mit den besten Empfehlungen*

## *Hotel Kübel*

6300 GIESSEN · BAHNHOFSTRASSE - WESTANLAGE · RUF 06 41/7 70 70\* · TELEX 4 821 754

*70 Betten mit jeglichem Komfort, alle Preistagen  
Das ganze Haus ist schallisoliert \* Im Herzen der Stadt  
5. Minuten Fußweg zur Kongresshalle und zum Bahnhof  
Günstigste Verkehrsanbindung an die Autobahnen \* Ausreichende Parkplätze  
Unmittelbar bei den Kaufhäusern, Boutiquen und Geschäften  
Restaurant „Ludelsack“ \* Séparée „Kaminstäbchen“  
Konferenz- und Gesellschaftszimmer für Empfänge und Feiern  
Optimale Kommunikation in unserem Seminar- und Schulungszentrum „Akademie“  
Ein Haus der Vernunft für den selbstbewußten Gast*

*Das Zuhause für den Individualisten*

## **Licher Bier.<sup>®</sup> Aus dem Herzen der Natur.**

*Privatbrauerei Thring-Melchior  
63012 Lich, Hessen 1*





**Andreas Nentwich**

## **Karl Wolfskehl (1869–1948)**

**– nebst einem neu aufgefundenen Dokument zu Wolfskehls  
Gießener Studienzeit**

*Judith Köllhofer-Wolfskehl († 17. 11. 1983) zum Gedächtnis*

*Vorbemerkung:* Der folgende biographische Essay<sup>1</sup> soll an den deutsch-jüdischen Dichter und Gießener Studenten Karl Wolfskehl erinnern. Er entstand im Zusammenhang mit einer Karl Wolfskehl-Ausstellung im Institut für neuere deutsche Literatur der Justus-Liebig-Universität Gießen, die ich auf Anregung von Prof. Dr. Conrad Wiedemann zusammengestellt habe (Eröffnung am 1. 11. 1983).

Aus meinen Quellenforschungen zur Gießener Zeit des Dichters<sup>2</sup> (WS. 1887–SS. 1888 und SS. 1890–SS. 1893) teile ich im Anschluß an den Essay das m. E. wichtigste Dokument mit, eine bislang unveröffentlichte Charakteristik des jungen Wolfskehl.

### I

Anreger, Förderer, Vermittler, Polyhistor, Bibliophile, Editor, Zionist, Kosmiker, Miniaturelfanten- und Krückstocksammler, George-Jünger, Wotan, homerisch-urtümlicher Seher, Untergangsprophet, Kind – all das soll Wolfskehl gewesen sein, fast all das und mehr ist er gewesen. Auf das ‚Mehr‘ hat er selbst mit Nachdruck verwiesen: „Ich verberge mich allen Menschen, denen ich amüsant oder hochinteressant erscheine. All das bin ich nicht – eher das Gegenteil.“<sup>3</sup> Tatsächlich entzieht sich Wolfskehl jeder Annäherung, die nicht seinem strenggefaßten Selbstverständnis als Deutscher, als Jude und vor allem als Dichter gerecht zu werden sucht. Damit soll nicht in Abrede gestellt sein, daß er stets auch der „Ballwerfer mit sternem in taumel und tanz“<sup>4</sup> gewesen ist, als den Stefan George ihn charakterisierte. Aber George wußte gut, daß alles Schweifen seines treuen „Trabanten“<sup>5</sup> auf eine Doktrin zurückgeführt sein

wollte, die er selbst für seine Umgebung ausgegeben hatte. Es war dies die für den George-Kreis konstitutive und in George selbst zur Perfektion gelangte Konzeption eines zeitenthobenen Priester-Dichtertums: der Dichter als Sprachrohr des Absoluten oder – nach einem Diktum Wolfskehls – als „Durchbruchstelle für die Wirklichkeit der Götter“<sup>6</sup>. Wolfskehl hat es vermocht, seine expansive, von „mesianischer Unruhe“<sup>7</sup> bewegte Natur unter das Postulat Georges zu stellen, ohne sich auf den Hermetismus seines „Meisters“ zu verpflichten:

Es gibt zwei Grundtypen des dichterischen Menschen: den Schaffenden und den Verkünder. Der Schaffende (St. G[eorge]) ist der Meister, der Führer, wird vom pädagogischen Furor getrieben. Der Verkünder hat keine Jünger, will keine Jünger. Er muß sich ausströmen, ausgießen, seine Gedichte laut werden lassen. [...] der Kündler will nicht wandeln: er spricht das Verwandte im Andern an, ruft es auf.<sup>8</sup>

Mit Hilfe solcher Zuweisungen näherte Wolfskehl Georges strenge Kunstreligion dem eigenen Erlebnishunger an, sicherte seinem privaten Kosmos die Legitimität im Rahmen des verpflichtenden Konzepts von Dichterpriorität als einer nicht mehr hinterfragbaren Ermächtigung.

Der genialische Aktivismus des „Horchers und Wissers von überall“<sup>9</sup> war aufs engste verknüpft mit der Verkünderrolle, die er für sich beanspruchte. Aus ihr leitete er das Recht ab, sich „Gottes schaffendem Atem“<sup>10</sup>, der Inspiration, in jedem Bereich auszusetzen, in den sein „Fug“ (Schicksal) ihn verschlüge. Dahinter stand der Glaube, daß sich Ewigkeitswerte im

Wort realisieren und der Dichter als das Medium einer wie immer gearteten Transzendenz anzusehen sei. Demgemäß sah er sich der Verpflichtung ausgesetzt, im Zeitlichen – einschließlich der eigenen Existenz – die Chiffren eines überzeitlich Gültigen neben dem nur Zufälligen erkennbar zu machen und im Gedicht zu bewahren. Wenn Wolfskehl wenig „Amüsantes oder Hochinteressantes“ an sich selbst entdecken mochte, so deshalb, weil er seine gesamte Existenz zunehmend als verschlüsselten Auftrag und entsprechend unter dem Zeichen einer Teilhabe an weltgestaltenden Kräften sah. Angesichts solcher Prämissen mußte Wolfskehl sein Leben als einzigen Verweis, Schicksalsschläge gar als Appelle an seine Gestaltungskraft begreifen. Aus seiner schmerzlichsten Erfahrung im „falschen Tag“ der Zeit<sup>11</sup>, dem Schicksal als deutscher Jude in der selbstgewählten Ferne des neuseeländischen Exils, erwuchs ihm so ein Pathos der Verzweiflung, des Zorns, auch des Verzeihens, in dem sein Anspruch, als Dichter „ab altare“<sup>12</sup>, gleichsam von Gnaden eines im Wort sich gebenden erzürnten Weltgeistes zu sprechen, Überlebensstrategie wird. In seinem „Lebenslied an die Deutschen“ (1934–44), seinem „Hiob“-Gedicht (1938–45) und in dem großartigen Zeugnis seiner Exilsbriefe (1938–48) dokumentieren sich das Vertrauen in die metaphysische Gewalt des Dichterworts wie ebenso die faktische Ohnmacht einer Existenz, die ihre Lebenskraft allein noch aus dem Glauben an die Verpflichtung zur Zeugenschaft bezog.

Der Name Wolfskehl ist urkundlich vom 17. Jahrhundert an belegt. Einer Wolfskehlschen Familienlegende nach stammt sein erster Träger, Jehuda (vorm.) Löb aus Wolfskehlen bei Darmstadt, von einem Zweig der toskanischen Gelehrtenfamilie Kalonymus ab, der unter Karl dem

Großen – einer anderen Version zufolge unter dem persönlichen Schutz Ottos des Zweiten<sup>13</sup> – nach Mainz gelangt war und dort bis zum Judenpogrom 1091 hohes Ansehen genoß. Die gläubigstolze Bewahrung dieser ungesicherten Überlieferung im Gespräch, in Briefen und sogar im „weltschaffenden“<sup>14</sup> Gedicht ist bezeichnend für Wolfskehls mythisches Geschichtsbild und hat ohne Zweifel sein Selbstverständnis als Jude wie als Deutscher nachhaltig geprägt. So begründet etwa der Exilant in einem Brief von 1947 sein Recht zur Verurteilung Deutschlands als das eines „durch tausendjähriges Siedeln im selben Gau urbürtig Gewordenen“<sup>15</sup>.

Karl Wolfskehl kam als ältestes von drei Kindern des Bankiers Otto Wolfskehl (1841–1907) und seiner ersten Frau Paula, geb. Simon (1848–1876), am 17. September 1869 zur Welt.<sup>16</sup> In dieser Zeit gehörte die Familie längst zur Hautevolee Darmstadts. Sie war jüdischen Glaubens, aber kulturell assimiliert. Die Wolfskehls führten ein großes Haus, widmeten sich der Wohlfahrtspflege und den kulturellen Belangen der großherzoglichen Residenz. Der Vater besaß eine umfangreiche Bibliothek, in der besonders heimat- und religionsgeschichtliche Werke vertreten waren. Hier dürfte sich der Schüler des renommierten Ludwig-Georgs-Gymnasiums (1878–87)<sup>17</sup> die Grundlagen zu einer Bildung erarbeitet haben, die ihm späterhin den Ruf eines „uomo universale“ eintrug. Im einzelnen sind Nachrichten über Wolfskehls Darmstädter Jugendjahre dünn gesät. In Neuseeland, seinem letzten Exil, soll er „oft und gern“ über diese Zeit gesprochen haben, immer im breitesten Darmstädter Dialekt.<sup>18</sup>

Ende Oktober 1887 immatrikulierte er sich an der hessischen Landesuniversität Gießen für die Fächer Germanistik und Geschichte. Dort schloß er auch im Sep-



Abb. 1: Karl Wolfskehl, 35jährig. München 1904

tember 1893, nach Zwischensemestern in Leipzig und Berlin, seine Studien mit einer Promotion über „Germanische Werbungssagen“ bei Otto Behaghel ab.

Zum Jahresende 1893 zog Wolfskehl nach München, zunächst für anderthalb Jahre. Damit begann ein Lebensabschnitt von vierzig Jahre wählender Kontinuität. Das München der Jahrhundertwende öffnete ihm zunächst alle Möglichkeiten individueller Entfaltung. Doch dem wirkte konzentrierend der Einfluß eines einzelnen Mannes entgegen: In der Gestalt Stefan Georges sah sich Wolfskehl einem Gegenentwurf zur eigenen Person konfrontiert, der ihm als der ungleich gelungenere erschien. Bis ins Jahr 1933 stand Wolfskehl unter dieser Spannung, trotz zeitweiliger Entfernung von ‚seiner‘ Stadt und trotz der spätestens 1904 einsetzenden Abwendung Georges von ihm. Erst 1933, am 27. Februar, einen Tag nach dem Berliner Reichstagsbrand, nahm er für immer Abschied von München, „der Stadt, deren Ruhm und Art ich verkündet habe und vermehrt wie nur einer“. <sup>19</sup> Und am 4. Dezember starb in Minusio bei Locarno Stefan George, es erlosch der „Stern der Wende“. <sup>20</sup> Das Jahr 1933 beschloß so einen Kreis, der sich 1893 für Wolfskehl aufgetan hatte.

Die „Wende“ zu George war noch vor dem Wechsel nach München erfolgt. Wolfskehl hatte dessen frühe Gedichte <sup>21</sup> schon im Herbst 1892 durch Vermittlung seines Gießener Freundes Georg Edward (1869–1969) kennengelernt. Im August 1893 stand er dann seinem Dichter persönlich gegenüber: „Als Literaturhistoriker ist er die Treppen zu George hinaufgestiegen – als Dichter ist er mit dem Dichter hinab gegangen und im Abendlicht durch die Straßen Münchens gewandelt“ (Salin). <sup>22</sup> Ob es wirklich so war – fest steht, daß die Begegnung mit dem Dichter und Menschen George ihm gab, was die positi-

vistisch ausgerichtete Wissenschaft seines Doktorvaters Behaghel und der meisten seiner Lehrer ihm nicht hatte geben können: ein Vorbild, einen Glauben und Gewißheit über den einzuschlagenden Weg. Wolfskehl sah sich von nun an zum Dichter bestimmt. Und er erlebte an dem nur wenig älteren George, was ihm, der bis dahin unter der bindingslosen Streuung seiner Interessen und Kenntnisse gelitten hatte, als das schlechthin Überlegene erscheinen mußte: Nüchternheit, Maß bis zur Askese, geistige Ökonomie, Sendungsbewußtsein und als Resultat solcher Qualitäten die Geste des herrscherlichen Willens.

Wolfskehl unterwarf sich dem lebenden „Denkmal einheitlichen Menschentums“ <sup>23</sup> auf seine Weise. Die schon früh ihm eigene Neigung zu mythischer Überhöhung lieferte ihn mitunter verbalem Mißgeschick und exegetischen Entgleisungen aus. „Ich bin dein knecht ich will dein Petrus sein“. <sup>24</sup> Im Grunde aber verkannten weder George noch er, daß völlige Selbstaufgabe außerhalb seiner Möglichkeiten und wohl auch des ihm Zutraglichen lag. Allerdings begann die dionysische Wesensfülle Wolfskehls George schon vor der Jahrhundertwende zu irritieren:

*Wir seligen! die gottentsandten sprecher  
Nur wagen diesen laut · auf deinen fähren  
Erklang er täglich aus umkränzttem becher  
Und dennoch fühl ich reue in mir gären:  
Dein leben ehrend muss ich es vermeiden ·  
Dein lächeln und das glück  
(für dich das wahre)  
Ich muß zurück auf meere dumpfer leiden ·  
In meine wunderbaren wehmutjahre. <sup>25</sup>*

Das an Wolfskehl gerichtete Gedicht aus dem „Jahr der Seele“ (1897) zeigt freilich auch, wie sehr George seinen Bewunderer als Ebenbürtigen anerkannte. Noch überwog das Bewußtsein gemeinsamer Erwäh-

lung den in der zweiten Strophe zur Sprache gebrachten Anspruch auf nicht (mit-)teilbares Leiden. Wolfskehl seinerseits definierte die Bedeutung Georges für sein Leben – und implizit deren Grenze – in dem Rollengedicht „Der Meister“ (1903). Als Erwecker und Führer, als primus, der die pares auf ihr Eigenes weist, läßt er George zu den Freunden sprechen. Von Nachahmung aber ist nicht die Rede:

*All was in euch quillt  
und sich selber nicht kennt  
Verwornen flackerns düster brennt –  
Lös ich in scheinen die euer sind  
[...]  
Euch dank ich mein WISSEN:  
mir danket den WEG!*<sup>26</sup>

Von dieser Haltung gegenüber seinem Vollkommenheitsideal ist Wolfskehl nicht

abgewichen. In der späteren „Künder“-Konzeption erscheint das Postulat auf Eigenständigkeit ebenso gewahrt wie in dem persönlichsten seiner Aufsätze über George: „Obwohl [...] mein erstes wirkliches Gedicht erst ein gutes Jahr später in den „Blättern“ [„Bl.f.d.Kunst“ II,2, März 1894] erschien“, erinnert er sich seines ersten Eindrucks von den Dichtungen Georges, „ist doch damals der Dichter in mir geboren worden. Der Dichter [...] nur von sich selber bedingt [...] aber im Zentralen, Gestaltverleihenden gesichert und fest“<sup>27</sup> (Abb. 2). Um die Vermittlung seines Individuellen mit diesem „Zentralen, Gestaltverleihenden“, das er in einem anderen Essay über George als Identität von „Spracherneuerung“ und „Wesenserneuerung“<sup>28</sup> bezeichnet, war es ihm zeitlebens zu tun – bot doch Georges selbstgesetzte Welt kaum die Begriffe für eine Thematik



Abb. 2: „Dichterszug“ 1904: Links „Maximin“, daneben George als Dante; zweiter von rechts Wolfskehl als Homer

sierung von chthonischen Befindlichkeiten, Messiaserwartung oder mystischer Schau. Wenn Wolfskehl, der Poeta doctus, das „weltschaffende“ Dichterwort dennoch weniger einem göttergesättigten Jenseits entnahm, sondern dem Alt- und Mittelhochdeutschen, der Barockdichtung und mit den Jahren zunehmend den heiligen Schriften der Juden abzuwingen versuchte, so tat er dies seinem Selbstverständnis nach nicht als virtuoser Epigone, sondern eben „ab altare“, als „Künder“-Dichter, dem alles und damit auch alle große Dichtung zum potentiellen Offenbarungsträger eines „jenseits der Zeitsphäre“<sup>29</sup> Überdauernden gereicht:

Das Vorübergegangene ist solange bloßer Stoff und Bauschutt, als es nicht, sei es aufgerufen, hergezungen vom verwandten Gestaltungstrieb eines einzelnen Mächtigen oder einer Zeitrunde, wieder eintritt in den Ring des Geschehens“.<sup>30</sup>

Von 1893 an also fand Wolfskehl für gut zehn Jahre seinen Platz in der „Zeitrunde“ um den „Mächtigen“ George – als vielleicht einziger „Immertreuer“<sup>31</sup>, dem Loyalität nicht zu sklavischer Ergebenheit verkam. Während dieser Zeit erstritt George mit ihm und gemeinsamen Freunden wie Melchior Lechter (1856–1937) – Gestalter zahlreicher Werkausgaben Georges und auch Wolfskehls –, Richard Perls (1873–1898), Albert Verwey (1865–1937) und – wechselnd erfolgreich – dem heftig umworbenen Hugo v. Hofmannsthal seinen „Blättern für die Kunst“ ihren umstrittenen, aber sicheren Platz<sup>32</sup> in der deutschen Literatur. Wolfskehls dort erschienenen frühen Gedichte, bei Georg Bondi als „Gesammelte Dichtungen“ publiziert<sup>33</sup>, stehen noch weitgehend unter dem Formgesetz Georges. Doch deutet sich schon 1902/03 seine eigene – die jüdische – Thematik im Zyklus „An den alten Wassern“ an. Eigenständig erscheint auch sein Anteil an drei Auswahlgaben „Deutscher Dichtung“<sup>34</sup>, die er gemein-

sam mit George, gleichsam als letztgültige Sichtung des „ewigen Bestandes“, zwischen 1900 und 1902 herausgab.

Während Wolfskehls Gedichte in der literarischen Öffentlichkeit allenfalls als Randprodukte des Georgeschen „Ästhetenmandarinats“ (Stefan Zweig) registriert wurden, wuchs ihm als Person allmählich jene Berühmtheit zu, die ihm für Jahre die Rolle eines „Zeus von Schwabing“ sicherte. Diese spezifische Präsenz im deutschen Geistesleben vom Ende der neunziger Jahre bis in den I. Weltkrieg hinein verdankte er einmal der Originalität seiner Persönlichkeit und dann seinem Spürsinn für geniale Begabungen, der dem George-Kreis zu so bedeutenden Geistern wie Friedrich Gundolf (1899) und Norbert von Hellingrath (1908), dem Inaugurator der Hölderlin-Renaissance, verhalf – ihm selbst zur Bekanntschaft und Freundschaft mit allem, was Rang, aber nicht in jedem Fall schon einen Namen hatte (Kandinsky, Klee, Kubin, Marc, Buber, Herzmanovsky-Orlando, Ricarda Huch, Spengler, Margarete Susman). Daß „München leuchtete“<sup>35</sup> – dazu trug Wolfskehl sein Teil bei, nachdem er sich um die Jahreswende 1898/99 zum zweiten Mal in der bayerischen Kunstmetropole angesiedelt hatte. In der Zwischenzeit hatte er in Italien, in Heidelberg sowie knapp drei Jahre in Berlin gelebt und sich schließlich mit Hanna de Haan (18.7.1878–7.3.1946), der Tochter eines in Darmstadt wirkenden holländischen Dirigenten verheiratet (Ende Dezember 1898). In den wechselnden Münchner Wohnungen des Ehepaars waren nicht nur Räume für den wohnsitzlosen „Meister Stefan“ reserviert – das „Kugelzimmer“, benannt nach einer kugelförmigen Milchglaslampe im 4. Stock des Hauses Römerstraße 16 (Wohnung 1909–19), erlangte einige Berühmtheit –, in ihnen traf sich auch die Münchner Kunstwelt<sup>36</sup> zu



Abb.3: Karl Wolfskehl. Scherenschnitt von Ernst Moritz Engert (nicht datiert)

wöchentlich stattfindenden Jours, zu Masken- und Faschingsfesten oder nur, um den Gastgeber in einer der einleitend genannten Rollen zu bestimmen:

Er erschien mir zuerst chaotisch, und ich fand mich in ihm nicht zurecht. Denn wenn er in ungehemmten Redefluß zuerst ein mittelalterliches Gedicht vortrug, um von diesem auf ein indisches überzugehen, von diesem aber auf die Sappho kam und einige Verse aus der Ilias erläuterte, nachher aber Bemerkungen über Dostojewski hinwarf und, während ich mir diese überlegte, schon bei Mallarmé angelangt war, um zuletzt Georges Verse zu preisen und in bittersten Zorn über die Gegenwart auszubrechen, war das Zentrum schwer zu finden, von dem aus dieser Überfluß regiert und geordnet war. [...] Der Haushalt seines Geistes war unübersehbar. Er sagte ungern nein, war für jedes Caféggespräch zu haben, konnte unzählige Menschen und unterhielt [...] in Schwabing ein gastliches Haus. Wann fand er Zeit, die unzähligen Bücher zu lesen, aus denen er seine Funde so freigebig mitteilte? Begreiflich, daß er auf der Straße nur im Sturmschritt mit wehendem, kaum zugeknöpften Mantel erschien und daß sein Wesen etwas von einem großen Zugvogel hatte, immer im Aufbruch nach einer anderen Hemisphäre.<sup>37</sup>

Dieser Erinnerung des Archäologen Ludwig Curtius ließe sich eine ganze Reihe ähnlichlautender Charakteristiken zur Seite stellen; vor allem für die Verfasser von Schlüsselromanen über die Schwabin-

ger Boheme der Jahrhundertwende ist Wolfskehl ein dankbares Objekt gewesen. Sie sind freilich vergessen, ausgenommen Franziska zu Reventlows reizvolles Opus-kulum „Herrn Dames Aufzeichnungen oder Begebenheiten aus einem merkwürdigen Stadtteil“ (1913).<sup>38</sup> Im Mittelpunkt dieses Romans steht die Beschreibung vom Aufstieg und Zerfall „einer der seltsamsten Bewegungen deutscher Geistesgeschichte“ (Schlösser)<sup>39</sup>, an deren Entstehung Wolfskehl maßgeblich beteiligt war. Wie viele Bewegungen war auch diese wenig mehr als eine mißverständene Lesefrucht. Im wesentlichen führte sie sich auf Bachofens „Mutterrecht“ (1861) zurück, das für die Nachwelt ausgegraben zu haben Wolfskehl ebenso beanspruchte wie Ludwig Klages (1872–1956), der Graphologe, Chemiker, spätere Kulturphilosoph und Zweite im Bunde. Der Dritte war Alfred Schuler (1865–1923), gewesener Archäologiestudent und auf Erossymbole spezialisierter Mythenforscher. Beide waren Wolfskehl schon 1893 von George vorgestellt worden. Dieser nahm zunächst wohlwollend Anteil an der neuen Bewegung der *Kosmiker*, die kurz nach Wolfskehls Einzug in München, Anfang 1899, entstand. Wolfskehl, vermutlich mit der Denkweise Bachofens am innigsten vertraut – zwei Arbeiten des Schweizer Gelehrten hatten sich in der väterlichen Bibliothek befunden<sup>40</sup> – könnte seinen Mitstreitern die mythologische Weltanschauung des „Mutterrechts“ ausgelegt haben. Diese vor allem unternahmen es dann, das chthonische, ekstatische und „kosmischen“ Offenbarungen willig hingeebene Menschentum der von Bachofen behaupteten mutterrechtlichen Kulturen gegen die abendländischen Glaubens- und Humanitätsideale auszuspielen. Während Klages die Wiederbelebung heidnischer Ursprünglichkeit in einem größeren Rahmen nicht für möglich hielt, bemühte sich

Schuler um eine Re-Etablierung spätrömischer Verhältnisse, in denen er den „kosmischen“ Bewußtseinszustand exemplarisch ausgebildet sah. Einig war man sich über die Verwerflichkeit der jüdisch-christlichen Vaterreligion und des Intellekts, die als lebensfeindlich bzw. zersetzend galten.

Dies alles mag Wolfskehls Verständnis von Geschichte als einer der Analyse entzogenen Folge götterweltlicher Manifestationen in ‚symbolfähigen‘ Zeiten und Individuen entgegengekommen sein. Darüber hinaus dürfte er sich von der „kosmischen“ Praxis mythisch beladener „antiker Feste“, kultischer Maskenzüge und als spätrömisch deklariertes Bacchanale visionäre Eingebungen erhofft haben. Dennoch bleibt schwer verständlich, daß ihm, dem Mitbegründer der Münchner zionistischen Ortsvereinigung (1899), dem Verfasser des Zyklus „An den alten Wassern“, dem Bewunderer Martin Bubers und Freund Margarete Susmans, die anti-judaistische Tendenz seiner Mitstreiter so wenig Anlaß zur Skepsis gab. Warum es ihn vier Jahre lang nicht störte und auch später kaum aufbrachte, daß Schuler wie Klages gerade im Judentum jenen patriarchalischen und intellektualistisch-zersetzenden Geist am Werke sahen, von dem sich ein wahrhaft „kosmisches“ Leben zu befreien habe, ist im Nachhinein kaum zu klären. Noch im Exil bestand ihm „Schulers Gestalt [...] in ihrer Fülle, ihrer Größe“ fort, setzte er den „glühenden jugendlichen Klages“<sup>41</sup> deutlich ab gegen den späteren antisemitischen Pamphletisten, der Wolfskehl in einer Einführung zu Schulers Nachlaß (1940) als „Sendling des Zionismus“<sup>42</sup> geschmäht hatte.

Im Januar 1904 kamen die Ressentiments der beiden in einem solchen Grade zum Ausbruch, daß ihnen Wolfskehl sein Haus verbot und sich aus Furcht vor tätlichen Angriffen mit einem Revolver versah. Ge-

orge, von Klages mit der Frage konfrontiert, was ihn „an Juda“ binde<sup>43</sup>, stellte sich noch einmal hinter den Paladin.

Doch wenige Monate später begann er, seine Haltung Wolfskehl gegenüber grundlegend zu ändern. George wurde sich „selber Welt“<sup>44</sup> und nahm jene Attitüde des unzugänglichen und unfehlbaren Zeitrichters an, die als sein Bild auf die Nachwelt gekommen ist. Schon der Bruch mit Klages und Schuler war mehr Symptom für eine Umorientierung Georges gewesen als eigentlich ein Akt der Loyalität Wolfskehl gegenüber. Die Beschränkung auf eine „Kunst für die Kunst“<sup>45</sup> hatte Georges Machtwillen auf Dauer nicht genügen können. Erst recht konnte die Einlassung auf Dionysos angesichts seiner Neigung zur Klassizität nur eine Episode sein. In der Tat hatte er zu diesem Zeitpunkt den unklaren Mythologemen und subhumanen Idealen der „Kosmiker“ seine Sympathie längst entzogen. Apoll war die Hoffnung, eine Jugend, in der das griechische Erbe der Schöngutheit mit dem deutschen des todverachtenden Heroismus zur Einheit kam. Dieser Hoffnung glaubte er mit dem sechzehnjährigen „Maximin“ (Maximilian Kronberger) zu einer exemplarischen Bestätigung verhelphen zu können. Doch am 4. April 1904 starb „Maximin“. Von nun an verschloß sich George auch jenen Stimmen, die er bis dahin noch toleriert hatte. In dem Toten sah er „den Gott“<sup>46</sup>, das Ideal des schlechthin vollendeten Menschen, als dessen Prophet er von nun an verstanden sein wollte. Im Zeichen „Maximins“ begann er, formbare Jünglinge um sich zu scharen; es entstand sein „Geheimes Deutschland“, dem er mit seinen noch folgenden Gedichtbänden die Gesetzesbücher gab. Dem Erzieher des Zukunftsmenschen konnte die freiheitliche Loyalität der alten Freunde nicht mehr genügen: Die Imitatio wurde nun zur Ordensregel.



In Verkennung oder Verdrängung dieser Gegebenheiten verpflichtete sich Wolfskehl gläubig dem neuen Ideal.<sup>47</sup> Weiterhin erschienen seine Gedichte in den „Blättern“ („Der Umkreis“, Bondi 1927), sprachlich der „messianischen Unruhe“ des „Künders“ nicht immer gewachsen, aber gerade in solcher Gespaltenheit symptomatisch für Wolfskehls nicht ablassende Bemühung um das seinem Weiterleben angemessene Wort. Weiterhin blieb er die Münchner Adresse Georges, weiterhin traf er sich mit ihm an verschiedenen Orten in Deutschland und Italien zu gemeinsamem Dichten. Und ganz im Einklang mit der jungen Jüngerschaft Georges formulierte er, alles andere als ein Patriot aus assimilatorischen Gründen, in einem offenen Brief an Romain Rolland, was er sich 1914, zu Beginn des Weltkriegs von diesem versprach:

Dieser ungewollte, uns aufgezwungene Krieg [...] hat hereinbrechen müssen für Deutschland und für die Welt europäischer Menschheit, um dieser Welt willen. Wir haben ihn nicht gewollt, aber er ist von Gott. [...] Es geht um alles, es geht um das Göttliche im Menschen, es geht um unseren Bestand und den Europas.<sup>48</sup>

Sehr im Gegensatz zu George sah Wolfskehl nur langsam ein, daß der I. Weltkrieg weniger jene ungewollte Gottesgabe war, die einem neuen Menschtum den Boden hätte bereiten können als eine sehr irdische Konsequenz des Wilhelminismus.

Doch war er in diesen Jahren längst nicht mehr der Engvertraute, wie das hellseherische, aber bereits verfügende Urteil Friedrich Wolters' (1867–1930), seines eigentlichen Nachfolgers an Georges Seite, ahnen läßt:

[...] unbekümmert um Verderb, Mißbrauch oder Aufgang der Saat schüttete er die Schätze seiner reichen Natur in Gute und Schlechte: wer nicht faßte oder in jugendlichem Vertrauen zu viel verschlang, verdarb daran. Ihn selbst konnte nichts vernichten, solange seine Bahn um die einmal gefundene Mitte kreiste, mochte er bis an die äußersten Ränder

schwelgen, in Gluten des Rausches, in Gründe des Ekels tauchen, er faßte immer wieder den letzten Zipfel des Schleiers und rettete sich ins dichterische Gebild. Er hat tausend Menschen verschlungen und sich nicht übersättigt, tausend Abenteuer bestanden und sich nicht verzehrt, tausend Richtungen der Kunst geliebt und sich nicht vertan – seine Kraft, sein Urteil, seine Liebe kehrten wieder heim und blieben im Kerne heil. [...] Aus dem flackerigen Studenten, dessen Gaben noch schlummerten, wurde unter Georges Händen jenes Wesen, das in Jachheit und Glut seiner Rede und Gebärde am ehesten an die Propheten seiner Rasse gemahnt, getränkt mit dem Wein des heiligen Zornes und giftigen Ekels aus allen Bechern der Zeit bis auf den heutigen Tag.<sup>49</sup>

Ohne Zweifel konnte sich Wolters mit diesem Verdikt auf George berufen, der schon längst, wenngleich nur für Eingeweihte verständlich, seine Distanz gegenüber dem Gefährten der ersten Stunde zum Ausdruck gebracht hatte:

*Der horcher der wissner von überall  
Ballwerfer mit sternem im taumel und tanz  
Der fänger unfangbar – hier hatte geraunt  
Bekennenden munds unter milchigem glast  
Der kugel gebannt die apostelgestalt:  
„Hier fass ich nicht mehr und verstumme“.*<sup>50</sup>

Die Bedeutung Maximins für George – hierauf spielen die Zeilen aus dem programmatischen Gedicht „Geheimes Deutschland“ an – hatte Wolfskehl sehr wohl erfaßt, aber in der Tat enthielt ihm „der ewige Fug des Judenschicksals“<sup>51</sup> diesen germanischen Messias vor:

Von den „Kosmikern“ aus rassistischen Gründen verworfen, in seinen Hoffnungen auf den Zionismus als einer ausschließlich religiösen Erneuerungsbewegung nach und nach enttäuscht, von „tausend Menschen“ und „tausend Richtungen der Kunst“ vielleicht beeindruckt, aber kaum substantiell ergriffen, schließlich von George an die Peripherie des „Neuen Reiches“<sup>52</sup> verwiesen – das galt ihm als „Fug“ und Prüfung und Auftrag zugleich: „Wirf in die freie dich! der brise glaub!“<sup>53</sup>

Die Nachkriegsjahre standen für ihn, seine Frau Hanna und die beiden Töchter Renate (\*1899) und Judith (\*1901) im Zeichen finanzieller Schwierigkeiten. Von 1922/1925 verdingte er sich in Florenz als Hauslehrer, und auch die folgenden Jahre sahen ihn nur als häufigen Gast bei seiner Familie, die seit 1919 das Gut Kiechlingsbergen am Kaiserstuhl bewohnte. Er betätigte sich, zumeist von München aus, als Feuilletonist für renommierte Blätter wie die „Frankfurter Zeitung“ (Gesammelte Abhandlungen „Bild und Gesetz“, Berlin-Zürich 1930), als Übersetzer (Nibelungenlied 1922, Libretto zu „Figaros Hochzeit“ 1924, De Coster: Ulenspiegel 1927 u. a.) sowie als Berater (ab 1920) und Leiter (1923–1933) der Münchner „Rupprecht-Presse“, eines kleinen Bibliophilen-Verlages.

Am 17. September 1929 erschienen in fast allen deutschen Tageszeitungen Ehrungen zu seinem sechzigsten Geburtstag. Am 29. September schrieb er an Verwey, seinen vertrautesten Freund neben Gundolf und Lechter:

Lieber Albert, dieser Brief ist sehr vertraulich! Sie sehen die Entwicklung der politischen und wirtschaftlichen Dinge in Deutschland. Sehr eingreifende Veränderungen des jetzt noch geltenden Status stehen vor der Thür. Zunächst Maßregeln jeder Art gegen die Juden, neben dem vermutlich sehr stark einsetzenden faktischen Terror noch Berufs- und Bewegungsbeschränkungen schärfsten Charakters.<sup>54</sup>

Als erster Jude Münchens hat er am 27. Februar 1933 die Konsequenz aus diesen Vorahnungen gezogen; mit nur einem Handkoffer als Gepäck<sup>55</sup> bestieg er den Zug nach Basel.

Seine Hoffnung, George doch noch einmal nahezukommen, erfüllte sich nicht. Zu dem Sterbenden wurde ihm der Zutritt verwehrt, worunter er bis an sein Lebensende gelitten haben soll.

Im Herbst 1934<sup>56</sup> erschien zum letzten Mal vor dem Ende der Hitler-Diktatur, zum letzten Mal auch vor Wolfskehls Tod,

ein Werk von ihm in Deutschland, der jüdische Zyklus „Die Stimme spricht“ (im Schocken-Verlag):

*Herr! Ich will zurück zu Deinem Wort.  
Herr! Ich will ausschütten meinen Wein.  
Herr! Ich will zu Dir, ich will fort.  
Herr! Ich weiss nicht aus und nicht ein!  
Ich bin allein.*<sup>57</sup>

Während unruhiger Jahre in der Schweiz und in Italien, der ‚Urheimat‘ seines Geschlechts, aus der ihn schließlich 1938 sein „Europaekel“, noch mehr die Drohung des Faschismus in die „Ultima Thule der Antarktis“<sup>58</sup> vertrieb, schickte der Dichter sich an, die Summe seiner Existenz zu ziehen; in Margot Ruben (1908–1980) fand der nahezu Blinde 1934 den Menschen, der diese Summe festzuhalten bereit war und ihn ins neuseeländische Exil begleitete.

„Der ewige Fug des Judenschicksals“ ist das Hauptthema der letzten zehn Jahre. Die Ineinssetzung seiner Einsamkeit mit der Einsamkeit Hiobs, des Urbildes jüdischer Erlösungssehnsucht, verdichtete sich Wolfskehl mit der Zeit zur Gewißheit – und zum Trost –, das Schicksal Hiobs für sein Jahrhundert exemplarisch gelebt zu haben und mit seinem Werk bezeugen zu können. Auch was ihm von jeher Überzeugung gewesen war, empfand er nun als erlebbare Realität: „die Wirklichkeit der Götter“ im Wort des Dichters. Allein im Gedicht, so wollte es nunmehr das Selbstverständnis Wolfskehls, schenkt sich dem Dichter die Entbindung vom eigenen, in der Welt leidenden Ich und die ersehnte Neugeburt in der Sphäre weltgestaltender Kräfte. Der Dichter erscheint als „die höchste Verwirklichung der göttlichen Schöpferkraft im Irdischen [...]. Durch Gestaltung überwindet der Dichter das auferlegte Fatum in der Form, dem primären Prinzip der Dichtung.“ (Grimm)<sup>59</sup> Produktivität stellt sich dem greisen Wolfskehl als Mittel und Zweck in einem

dar. Mittel ist das Wort, der „Mantel“ des Dichters, in seiner Eigenschaft als Instrument zur Lebensbewältigung. Darüber hinaus aber erweist es sich als jene ‚eigentliche‘ Wirklichkeit, in der erlittenes Leben als Symbol die Zeiten überdauert, als Endzweck der dichterischer. Existenz:

*Umbreite dich als deinen Mantel, innen  
Du selbst dir Herzpunkt,  
rings von dir umwallt,  
Und willig einzugehn.  
Doch nicht verrinnen  
Wie Höhnrauch sollst:  
sink in dich Nam, Gestalt  
Völlig bewahrend, und der Mantel fahre  
Spät erst dir nach, den Späten ein Gesicht,  
Zeugnis und Abbild langer Leidensjahre,  
Bis blauer Meerwind seinen Glimmer  
bricht.<sup>60</sup>*

Am 30. Juni 1948 starb Karl Wolfskehl in Auckland. Er wurde auf dem Friedhof Waikumete nahe der Stadt beigesetzt. Auf der Grabplatte steht sein Name in deutscher und hebräischer Schrift. Darunter: EXUL POETA.

### Anmerkungen

- <sup>1</sup> Mein Dank gilt dem Deutschen Literaturarchiv Marbach (namentlich Frau Cornelia Blasberg und Herrn Hans Eggert Schröder), Frau Heinisch vom Universitätsarchiv Gießen und der Württembergischen Landesbibliothek Stuttgart für ihre Unterstützung. Herrn Josef Köllhofer (Kiechlinsbergen) und Frau Gustel Wager (Gießen) habe ich für die großmütige Bereitstellung handschriftlicher Dokumente zu danken, den Herren Dr. Friedhelm Häring (Gießen), Hans J. Klein (Friedberg) und Prof. Dr. Conrad Wiedemann (Gießen) für vielfältige, zahlreichen Freunden für einzelne wertvolle Hilfen.
- <sup>2</sup> Noch nicht publiziert.
- <sup>3</sup> GA., S. 121 (1937).
- <sup>4</sup> George, W.I., S. 427 (Geheimes Deutschland).
- <sup>5</sup> Vgl. George, W.I., S. 382f und GW.I, S. 281f (Lebenslied) sowie S. 227
- <sup>6</sup> GA., S. 129 (Januar 1938).
- <sup>7</sup> Koll., S. 37 (Frederick P. Bargebuhr: Karl Wolfskehl. Deutscher Dichter und Jude).

- <sup>8</sup> GA., S. 110 (1936).
- <sup>9</sup> Vgl. George, W.I, S. 427 (Geheimes Deutschland).
- <sup>10</sup> GW. I, S. 223.
- <sup>11</sup> Vgl. GW. I, S. 129.
- <sup>12</sup> BR., S. 327 (Nr. 204).
- <sup>13</sup> Vgl. GW. I, S. 217 (Lebenslied); GW. II, S. 574; Salin, S. 163; Schlösser, S. 144.
- <sup>14</sup> Vgl. GW. II, S. 255 (Stefan George und der Mythos).
- <sup>15</sup> BR., S. 311 (Nr. 193).
- <sup>16</sup> Es folgten Margarethe (1871–1904) und Eduard (1874–1943 im KZ). 1877 heiratete Otto Wolfskehl die Pianistin Lilly Schulz, Tochter eines Obersten und nicht, wie Bargebuhr (S. 35, siehe <sup>7</sup>) meint, eines Pfarrers. Zur Familiengeschichte und zur bedeutenden Gestalt Otto Wolfskehls siehe Schlösser, S. 119 u. S. 144ff.
- <sup>17</sup> Zu einer Begegnung mit Stefan George, der das LGG. von 1882 bis 1888 besuchte und während dieser Zeit auch in Darmstadt wohnte, ist es nicht gekommen.
- <sup>18</sup> BRA., S. 7 (Vorwort Ruben) und Koll., S. 55 (Ruben: Erinnerungen an Neuseeland).
- <sup>19</sup> BR., S. 286 (Nr. 179).
- <sup>20</sup> GW. I, S. 218.
- <sup>21</sup> Vgl. BRA., S. 185.
- <sup>22</sup> Salin, S. 165.
- <sup>23</sup> GW. II, S. 261 (Stefan George und die Welt).
- <sup>24</sup> GW. I, S. 101.
- <sup>25</sup> George, W.I, S. 148f.
- <sup>26</sup> GW. I, S. 60.
- <sup>27</sup> BRA., S. 185f (Begegnung mit Stefan George, 1928).
- <sup>28</sup> GW. II, S. 255 (Stefan George und der Mythos).
- <sup>29</sup> BR., S. 317 (Nr. 196).
- <sup>30</sup> GW. II, S. 255, siehe <sup>28</sup>.
- <sup>31</sup> GW. I, S. 219.
- <sup>32</sup> Die Zsr. erschien m. U. in XII Jahrgängen (= Folgen) zu je 5 Bänden vom Okt. 1892 bis zum Dez. 1919. Nachdruck Düsseldorf u. München: Küpper 1968.
- <sup>33</sup> Erweitert in GW.I – darin, bzw. GW. II auch sämtliche im folgenden angeführten Publikationen zu Lebzeiten.
- <sup>34</sup> I. Jean Paul. Ein Stundenbuch für seine Verehrer (1900), 2. Goethe (1901), 3. Das Jahrhundert Goethes (1902; Nachdruck Düsseldorf u. München: Küpper 1964).
- <sup>35</sup> Thomas Mann: Gladius Dei.
- <sup>36</sup> Nach einem Hinweis von Frau Judith Köllhofer-Wolfskehl† waren die Gesellschaften bei Wolfskehl nicht weniger gefragt als die in den Häusern Furtwängler und Piloty. Mit Rücksicht auf gemeinsame Gäste habe man die Termine der Jours aufeinander abgestimmt.

- <sup>37</sup> Schlösser, S. 19f.
- <sup>38</sup> Wieder abgedruckt in: F. zu Reventlow, *Romane*. München/Wien: Langen Müller 1976 (S. 99–250).
- <sup>39</sup> Schlösser, S. 127.
- <sup>40</sup> Schlösser, S. 119.
- <sup>41</sup> BR., S. 254 (Nr. 155).
- <sup>42</sup> Schlösser, S. 137.
- <sup>43</sup> Ebenda.
- <sup>44</sup> Vgl. GW. II, S. 253, siehe <sup>28</sup>.
- <sup>45</sup> Blätter f. d. Kunst I/1, Okt. 1892 (Einleitung).
- <sup>46</sup> George, W. I, S. 279 (Maximin – Künfttag I).
- <sup>47</sup> Im Gegensatz etwa zu dem holländischen Dichterefreund Verwey, dessen demokratischer Gesinnung das neue Konzept von Führertum und Gefolgschaft nicht eingehen mochte.
- <sup>48</sup> Schlösser, S. 218f.
- <sup>49</sup> Wolters, S. 69.
- <sup>50</sup> Siehe <sup>4</sup>.
- <sup>51</sup> BR., S. 285 (Nr. 179).
- <sup>52</sup> Die seit dem „Stern des Bundes“ (1913) entstandenen Gedichte erschienen 1928 unter dem programmatischen Titel „Das Neue Reich“.
- <sup>53</sup> GW. I, S. 110.
- <sup>54</sup> W.–V., S. 245.
- <sup>55</sup> Die ca. 12000 Bde. umfassende Bibliothek Wolfskehl's (zahlreiche EA aus Barock u. Romantik) übernahm der Schocken-Verlag. Gegenleistung war eine Rente auf Lebenszeit, von der Wolfskehl jedoch mehr schlecht als recht existierte.
- <sup>56</sup> Da der Schocken Verlag bis 1938 in Deutschland – unter zunehmenden Repressalien – produzieren durfte, konnte 1936 noch eine 2. Auflage in Druck gehen. Vgl. dazu: Ingrid Behlke (Hrsg.), *In den Katakomben. Jüdische Verlage in Deutschland*. Marbach/N. 1983 (= *Marbacher Magazin* 25), S. 10–13.
- <sup>57</sup> GW. II, S. 129.
- <sup>58</sup> CP. XLI, S. 23.
- <sup>59</sup> Grimm, S. 14.
- <sup>60</sup> GW. I., S. 220 (Hinfahrt).

## Quellen- und Siglenverzeichnis

*George, Stefan*: Werke. Ausgabe in zwei Bänden. Band I, München und Düsseldorf: Küpper 1958. Sigl.: George, W.I.

*Grimm, Gunter*: Karl Wolfskehl. Die Hiob-Dichtung, Bonn: Bouvier 1972 (= *Abhandlungen zur Kunst-, Musik- und Literaturwissenschaft* 116). Sigl.: Grimm.

*Klussmann, Paul Gerhard, Jörg-Ulrich Fechner und Karlhans Kluncker* (Hrsg.): Karl Wolfskehl Kolloquium. Vorträge – Berichte – Dokumente, Amsterdam: Castrum Peregrini 1983. Sigl.: Koll.

*Salin, Edgar*: Um Stefan George. Erinnerung und Zeugnis, München und Düsseldorf: Küpper <sup>2</sup>1954. Sigl.: Salin.

*Schlösser, Manfred* (Hrsg.): Karl Wolfskehl 1869–1969. Leben und Werk in Dokumenten (Katalog zur Ausstellung in der Hessischen Landes- und Hochschulbibliothek Darmstadt 1969), Darmstadt: Agora 1969. Sigl.: Schlösser.

*Wolfskehl, Karl*: Zehn Jahre Exil. Briefe aus Neuseeland 1938–1948. Hrsg. u. eingeleitet von Margot Ruben. Nachwort Fritz Usinger, Heidelberg/Darmstadt: Lambert Schneider 1959 (= 13. Veröffentlichung der dt. Akademie für Sprache und Dichtung). Sigl.: BR.

*Wolfskehl, Karl*: Kalon bekawod namir – „Aus Schmach wird Ehr“, *Castrum Peregrini* XLI, Amsterdam 1960. Sigl.: CP.XLI.

–Darin (S. 91–148): *Margot Ruben/Karl Wolfskehl*, Gespräche und Aufzeichnungen 1934–1938. Sigl.: GA.

*Wolfskehl, Karl*: Gesammelte Werke. Zwei Bände. Hrsg. Margot Ruben und Claus Victor Bock, Hamburg: Claassen 1960. Sigl.: GW.I/II.

*Wolfskehl, Karl*: Briefe und Aufsätze. München 1925–1933. Hrsg. u. eingeleitet von Margot Ruben, Hamburg: Claassen 1966. Sigl.: BRA.

*Wolfskehl-Verwey*. Die Dokumente ihrer Freundschaft 1897–1946. Hrsg. Mea Nijland-Verwey, Heidelberg: Lambert Schneider 1968 (= 40. Veröffentlichung der dt. Akademie für Sprache und Dichtung). Sigl.: W.–V.

*Wolters, Friedrich*: Stefan George und die Blätter für die Kunst. Deutsche Geistesgeschichte seit 1890, Berlin: Bondi 1930. Sigl.: Wolters.

## Bildnachweis

Abb. 1 ist entnommen aus M. Schlösser, *Karl Wolfskehl 1869–1969* (s. o.), Bildanhang.

Abb. 2: Nachphoto aus Robert Boehringer, *Mein Bild von Stefan George*, 2 Bde., München 1951, Bd. II, S. 88.

Abb. 3: Der Engertsche Scherenschnitt ist vom Original (Stadtbibliothek München) abphotographiert.

## II

### Aus den Lebenserinnerungen Georg Edwards

Der glücklose Dichter und spätere Bibliothekar Georg Edward (eig. Daniel Eduard August Geilfus, 1869–1969) und der Schriftsteller Alfred Bock (1859–1932) scheinen Wolfskehls engste Vertraute in Gießen gewesen zu sein. Während die Freundschaft mit Bock bis zu dessen Tod lose weiterbestand, war die zu Edward aufgrund ästhetischer Differenzen nur von kurzer Dauer. Mit Edwards Auswanderung nach Amerika Mitte Mai 1893 war auch die Freundschaft im wesentlichen beendet. Ihr Beginn ist in den Frühherbst 1892 zu datieren. Es sei noch vermerkt, daß Wolfskehls und Edwards Schilderungen der ersten Begegnung nicht miteinander übereinstimmen. Freilich, dies haben meine Quellenforschungen ergeben, ist keine der beiden Varianten verifizierbar.

*Die folgenden Passagen sind entnommen aus: Georg Edward, „Die ersten zwanzig Jahre meines Lebens“. Unveröffentlichtes Typoskript von 1963 (Privatbesitz Frau Gustel Wagner, Gießen), S. 68–74.*

Eines Morgens, nicht lange nach meiner Zusammenkunft mit Stefan George, als ich in der Universitätsbibliothek saß und in ein Werk über arabische Dichter vertieft war, stellte sich mir ein hochgewachsener junger Herr mit dicken Brillengläsern vor, der sich Karl Wolfskehl nannte. Er hatte einen Freund namens Georg Fuchs bei sich und erzählte stotternd, Fuchs habe eben einen Roman „Die Dornenkrone“ veröffentlicht, ob ich nicht so freundlich sein wolle, eine Besprechung für eine Zeitung oder eine Zeitschrift zu schreiben. Wolfskehl war mir schon vorher aufgefallen, man hatte mir gesagt, sein Vater sei früher Bankier gewesen, lebe jetzt von seinem Geld und sei Präsident der Darmstädter Handelskammer. Ich nahm das Buch von Georg Fuchs mit nach Hause, aber schon nach fünfzig Seiten merkte ich, daß es eine ganz unreife Arbeit war, weshalb ich es ablehnte, eine Besprechung zu schreiben. Wolfskehl und Fuchs machten mir ein paar Tage später einen Besuch, und das war der Anfang meiner lebenslangen Freundschaft

mit dem klügsten und gebildetsten Menschen, der mir je begegnet ist. Er kam schon am nächsten Tage wieder zu mir, und von da an waren wir fast täglich zusammen.

Wolfskehl war ein schöner Mensch, groß, schlank, schwarzhaarig mit einem mächtigen Vollbart, aber er mußte sich ein Buch unmittelbar an die Augen halten, wenn er darin lesen wollte, denn er war sehr kurzsichtig. In den Gemäldegalerien, die wir gemeinsam besuchten, drückte er sein Gesicht fast auf die Bilder, um den Namen des Künstlers entziffern zu können. Trotz diesem Leiden, das ihm großen Kummer bereitete, war er fabelhaft belesen, und unter den wichtigen Werken der Weltliteratur gab es keins, das er nicht gekannt hätte. Er war nur drei Monate älter als ich und studierte auf der Ludwigs-Universität.

Wenn das Wetter regnerisch war, kamen wir gewöhnlich in meinem Arbeitszimmer zusammen, sonst machten wir Ausflüge in die großen Wälder der Umgegend. Manchmal nahm Alfred Bock teil daran, mit dem wir beide befreundet waren und den wir zusammen besucht hatten. Waren wir aber nur zu zweit, so suchten wir uns eine geschützte Stelle im Felde oder im Walde und lasen einander etwas vor, worüber wir nachher unsere Gedanken austauschten. Ich besaß ein kleines Exemplar des Alten Testaments, aus dem Wolfskehl mit Vorliebe laut vorlas, er hatte etwas vom Propheten und Seher und las in feierlichem Tone, wobei er jedoch ins Stottern geriet, wenn ihn etwas ergriff oder erregte. Ich las gewöhnlich ein Kapitel aus Nietzsches „Zarathustra“, der uns damals wie eine Offenbarung anmutete und über den wir uns trotzdem beinahe in die Haare geraten wären, weil ich erklärte, ich kenne nichts Häßlicheres und Roheres als die Zeilen, in denen er den deutschen Männern den Rat gebe, die Peitsche nicht zu vergessen, wenn sie zu einer Frau gehen.

Sehr hübsch zitierte Wolfskehl Verse aus der „Kalewala“, die ich längst kannte. Je länger ich übrigens mit ihm zusammen war, desto mehr überraschte es mich, wieviel ich ebenfalls gelesen hatte. In Mainz auf dem Gymnasium hatte ich angefangen, mich mit fremden Literaturen zu beschäftigen und hatte es nie aufgegeben. Wenn Wolfskehl Verse aus der „Hamasas“ hersagte, konnte ich ihm mit Versen aus Firdusis „Schahmane“ aufwarten. Es war für uns beide eine glückliche Zeit.

Unsere Spaziergänge fanden häufiger bei Nacht statt als am Tage. Wolfskehl hatte eine besondere Vorliebe dafür, und wir wanderten weit ins Land hinaus und kehrten erst bei Sonnenaufgang nach Hause zurück. Da es zwecklos gewesen wäre, Bücher mitzunehmen, pflegte Wolfskehl unterwegs Stellen aus allen möglichen Dichtern zu zitieren, er besaß ein fabelhaftes Gedächtnis und wußte vieles auswendig, was er nur einmal gehört oder gelesen hatte. Natürlich erlebten wir

bei unserem nächtlichen Umherschweifen allerlei Abenteuer. Einmal kam uns in der Nähe von Krodorf ein Bauernmädchen nachgelaufen und erzählte atemlos, ein betrunkenen Kerl habe sie angefallen, und sie habe Angst, er möge ihr folgen. Ob sie ein Stück Weges mit uns gehen dürfe? Wolfskehl geriet in große Aufregung und spielte den Kavalier, reichte der jungen Dame den Arm, faßte seinen Stock fester und erklärte, er werde jeden kalt machen, der seiner Dame zu nahe komme. Wir brachten die erschrockene Jungfrau bis an ihr Elternhaus, wo ihre Mutter vor dem Hoftor stand und Mund und Augen aufriß, als sie ihre Tochter am Arme eines hochgewachsenen Herrn mit einem schwarzen Bart zu sich zurückkehren sah. Wolfskehl bedauerte nachher, daß er sie als tugendhafter Kavalier behandelt habe, das Abenteuer hätte sehr hübsch ausgehen können. Dabei habe er die junge Dame nicht einmal nach ihrem Namen gefragt, und er wußte auch nicht, ob sie schön oder häßlich war, denn bei der herrschenden Dunkelheit habe er sie nicht sehen können, aber er habe wenigstens gefühlt, daß sie sehr mollig war. Übrigens muß ich sagen, daß Wolfskehl, auch wenn er stets in den Wolken schwebte, sehr menschlich wurde, wenn es sich um das Ewig-Weibliche handelte. Er tanzte anfangs viel auf den Bällen des Gießener Gesellschafts-Vereins, beklagte sich aber darüber, daß seine Tänzerinnen ihn mit dummen Fragen langweilten. Er sei doch kein Konversations-Lexikon, sagte er. Am Ende gab er das Tanzen auf.

Bei unseren nächtlichen Spaziergängen gerieten wir einmal zwischen dem Fuß des Vetzberges und Rodheim in dichten Nebel, verirrten uns und gelangten in einen weiten Wiesengrund, und Wolfskehl rutschte bis zu den Knien in einen kleinen Bach, aus dem ich ihn mühevoll aufs Trockne ziehen mußte. Auch auf den Felsen oben auf dem Wettenberg waren wir in einer dunklen Nacht geklettert. Es war eigentlich ein Ringwall, auf dem ehemals Gericht gehalten wurde. Wir hatten Wolfskehls Mops mitgenommen und mußten ihn abwechselnd tragen, da er an Asthma litt. Plötzlich wurden wir von einem Schneesturm überrascht, und der Mops fing aus Angst an zu wimmern, und sein Herr wimmerte aus Mitleid mit. Ich steckte das kleine Ungetüm unter meinen Mantel an meinen Busen, wo er sich rasch beruhigte und sich wohl zu fühlen schien. Unsere Mäntel – es war Anfang Dezember – wurden so schwer vom Schneewasser, daß man glauben konnte, sie bestünden aus Blei. Der Mops, dessen Namen ich leider vergessen habe, spielte überhaupt eine wichtige Rolle in Wolfskehls Leben. Wenn irgendwo eine Katze auftauchte, geriet Wolfskehl in Jagdeifer, warf Steine in die Äste des Apfelbaums, auf den das arme Tier sich geflüchtet hatte, und ich habe mehr als einmal erlebt, daß er eine Stunde und länger versuchte, eine Katze zum Herun-

terkommen zu bringen, so daß der Erdboden unter dem Baume am Ende mit hunderten von Steinen und Ästetrümmern bedeckt war. Übrigens hatte der Mops auch noch andere Arbeiten zu erfüllen. Wenn sich nämlich Wolfskehl über etwas ärgerte, packte er ihn hinten am Halse und schüttelte ihn, nachdem er ihn aufgehoben hatte, als ob er die Ursache seines Ärgers sei. Trotzdem war Wolfskehl ein großer Tierfreund. Später in Florenz besaß er eine große Schildkröte, die er aus Mitleid einem Manne auf der Straße abgekauft hatte und die er pflegte und mit der er trauerte, wenn sie sich den Magen verdorben hatte. Gleich nachdem wir miteinander bekannt geworden waren, hatten wir Alfred Bock einen Besuch abgestattet, der genau zehn Jahre älter war als wir. Er war ein hochtalentierter, vielseitiger Mensch, ein vorzüglicher Gesellschafter und Plauderer. Wenn Karl Wolfskehl und ich in seinem schönen Hause in der Marburger Straße seine und seiner lebenswürdigen, hübschen Gattin Gäste waren, erfreute er uns gewöhnlich durch sein schönes Spiel auf dem Flügel. Er arbeitete damals an Erzählungen, Gedichten und Essays. Im Feuilleton der „Frankfurter Zeitung“ veröffentlichte er eine Anzahl Artikel über das Verhältnis der großen deutschen Dichter zur Musik. Wie ich hatte er unter dem Spott unserer Gießener Mitbürger zu leiden, die es einem Geschäftsmanne nicht verziehen, daß er sich mit Literatur beschäftigte. Glücklicherweise war er fest davon überzeugt, daß er ein großes Talent sei und ließ sich durch spießbürgerliche Witze nicht irre machen. Später wurde er einer unserer großen Volkschriftsteller. Einmal unterhielten wir uns über die Frage, warum Gießen nur so wenige Dichter und Schriftsteller hervorgebracht habe. Da war vor allem Johann Balthasar Schupp oder Schuppilus, der im Gebäude der Hirschapotheke auf dem Marktplatz geboren war und der außer zahlreichen satirischen und moralischen Schriften vor allem eine Erzählung „Corinna“, die Geschichte einer tugendhaften Kurtisane, verfaßt hatte und damit der deutschen Literatur die erste künstlerische Novelle geschenkt hat. Erst mehr als zweihundert Jahre später betrat Ernst Eckstein mit seinen humoristischen Erzählungen und großen Romanen die literarische Bühne, dem Alfred Bock folgte, dessen Sohn Werner den Vater als Lyriker um vieles übertraf. Das sind nur vier Namen, aber Karl Wolfskehl meinte, solche Männer seien eine Ehre für eine Stadt, nicht aber hohe Häuser und breite Straßen. Die gäbe es überall. Mein Freund Alfred Bock hatte viel an mir auszusetzen. In Gegenwart von Wolfskehl sagte er einmal zu mir, mein lyrisches Talent sei sehr schwach, ich sei aber ein guter Übersetzer. Und als ich ihm das aus sozialen Gefühlen heraus entstandene Gedicht „Ein letztes Gebet“ zeigte, erklärte er, ich solle um Gotteswillen aufhören zu dichten, meine Sprache sei „zu gemein“.

Eines Tages geschah dann etwas Unerwartetes. Ich hatte Karl Wolfskehl die Gedichte von Stefan George gegeben, und schon am nächsten Morgen in aller Frühe kam er in höchster Aufregung an mein Bett gestürzt; er war so hingerissen und erschüttert von den Versen, daß er ausrief, in der ganzen deutschen Literatur gäbe es nichts, was daran heranreiche. Er schrieb darauf einen begeisterten Brief an George, und damit begann der innige Verkehr zwischen diesen beiden bedeutenden Menschen, der bis zum Tode Georges dauerte. Ich persönlich habe es sehr bedauert, daß Wolfskehl so ganz im Werk Georges aufging. Er war ein viel versatilerer Geist als George, viel gebildeter, geistreicher und witziger, und nicht geschaffen, in den engen Grenzen zu leben, die George allen seinen Anhängern und also auch Wolfskehl vorschrieb und auf deren Beachtung er rücksichtslos bestand. Für mich selbst bedeutete Wolfskehls Übergang zu George einen großen Verlust. Wolfskehl hatte großes Interesse an meinen poetischen Bestrebungen bewiesen. Ich schrieb damals Balladen, von denen mehrere später in der Berliner „Deutschen Dichtung“ veröffentlicht wurden und von denen Wolfskehl begeistert war. Ich erinnere mich, daß er noch später aus Darmstadt an mich schrieb, mein „Thord Bonde“ sei großartig, obwohl er bereits ganz im Georgeschen Kielwasser schwamm. Nachdem er mit dessen Poesie bekannt geworden war, las er mir eines Tages ein paar von sich verfaßte Gedichte vor, die mir sofort sein hervorragendes lyrisches Talent bewiesen. Meine „Jagd im Ettrickforst“, die ich wenige Tage, ehe ich mit ihm bekannt geworden war, gedichtet hatte, lobte er ungemein, aber nachdem er eine intimere Korrespondenz mit George begonnen hatte, schrieb er mir, ich solle aufhören, Lieder und Balladen zu schreiben, sondern mir George zum Vorbild nehmen. Als ich

ihm dann „Die Klage des Königs“ sandte, lehnte er das Gedicht rundweg ab. Später hat der frühere Ministerpräsident Ferdinand Werner, der Herausgeber mehrerer Bände mundartlicher hessischer Gedichte, es als eins meiner schönsten bezeichnet. Um diese Zeit trat ich auf Wunsch von Oberbibliothekar Haupt als Volontär in die Universitätsbibliothek ein. Aber noch ehe der letzte Tag des Monats angebrochen war, hatte ich einen Streit mit meinem Vater, und noch in derselben Nacht reiste ich nach Frankfurt und begann, mich am nächsten Morgen nach einer Stellung umzusehen. Intendant Claar bot mir eine solche als Dramaturg am dortigen Schauspielhaus an, und ich hätte sie auch angenommen, hätten nicht zwei seiner hervorragendsten Schauspieler mir dringend davon abgeraten, weil ich nicht ahne, was für eine intrigante Bande ihre lieben Kollegen seien. Ich reiste mit Empfehlungsbriefen nach Darmstadt, nach Mainz und Stuttgart, aber alles war umsonst. Da erreichte mich ein Eilbrief von Doktor Fiodor Mamroth, dem mir befreundeten Feuilleton-Redakteur der „Frankfurter Zeitung“, der mir schrieb, die „Weser-Zeitung“ habe bei der „Frankfurter Zeitung“ angefragt, ob der Korrespondent dieser Zeitung nicht auch für die Bremer Zeitung Berichte über die bevorstehende Chicagoer Weltausstellung schreiben könne. Die „Frankfurter Zeitung“ habe dieses Ansinnen abgelehnt, er, Doktor Mamroth, habe mich dafür der „Weser Zeitung“ vorgeschlagen, er glaube, das wäre etwas für mich. Ich erhielt die betreffende Stellung, blieb noch ein paar Tage in Mainz, wo Wolfskehl mich am Tage vor meiner Abreise noch einmal besuchte, und an einem Maimorgen fuhr ich mit dem Rheindampfer nach Köln und von da mit der Bahn nach Antwerpen, von wo ich mit dem Red Star-Dampfer „Westerland“ nach New York segelte. [...] 7. Juli 1963

## Gleichheit und Verschiedenheit von Mann und Frau in philosophischer Perspektive

*Meinen Töchtern Aurelia und Daniela*

Es ist eine Binsenwahrheit, daß wir unser Leben nicht abstrakt als Menschen, sondern konkret als Mann und Frau leben und erfahren. Diese Binsenwahrheit ist aber nur so lange unproblematisch, als sie nicht zugleich als Beleg für eine absolute Verschiedenheit der Geschlechter genommen wird. Umgekehrt ist auch diejenige Aussage unproblematisch, die trotz aller geschlechtlichen Differenzen von Mann und Frau die Gemeinsamkeit des Menschseins beider betont. Auch sie würde indeszen zur Kritik herausfordern, wenn sie dazu führen würde, die Verschiedenheit von Mann und Frau zu leugnen. Freilich: Auch wenn man die falschen Absolutsetzungen, sei es der Gleichheit, sei es der Verschiedenheit, vermieden wissen will, so möchte man doch gerne wissen, wie sich denn Gleichheit und Verschiedenheit von Mann und Frau in ihrem Verhältnis zueinander bestimmen lassen. Ist die Gleichheit das Wesentliche, ist es die Verschiedenheit; worin besteht Gleichheit und Verschiedenheit; wie lassen sich Gleichheit und Verschiedenheit miteinander verknüpfen? Auch in dieser Fassung scheint die Fragestellung verhältnismäßig harmlos zu sein. Dies ändert sich allerdings sofort, wenn man darauf aufmerksam wird, daß der Fragesteller selbst entweder Mann oder Frau ist, daß darum von der Antwort nicht nur sein eigenes Selbstverständnis und seine eigenen Lebensinteressen betroffen sind, sondern auch das Selbstverständnis und die Lebensinteressen des jeweils anderen Geschlechtes. Dieser Tatbestand macht die Bestimmung von Mann und Frau zur Konfliktzone

und zum Kampfplatz zwischen den Geschlechtern. Eben deshalb ist das zu behandelnde Thema ein schwieriges Thema; und dies vor allem in einer Zeit forcierter Emanzipationsbestrebungen. Dennoch darf sich der Philosophierende hier nicht davonstellen: denn obgleich die philosophische Fragestellung zusätzliche Probleme aufwirft, könnte es doch immerhin sein, daß gerade ein Antwortversuch aus philosophischer Perspektive zur Versachlichung der Auseinandersetzung beiträgt.

### I. Die Schwierigkeiten einer philosophischen Behandlung des Themas

Von ihrem Anspruch wie von ihrer Tradition her stellt die Philosophie die Frage nach dem Wesentlichen und Allgemeinen. Diese Fragestellung, angewandt auf das Verhältnis von Mann und Frau, könnte aber bereits eine vorschnelle Festlegung enthalten: daß es sich nämlich bei der Verschiedenheit von Mann und Frau in der Tat um eine Wesensdifferenz handelt, daß Mann und Frau zwei grundsätzlich verschiedene Wesen sind und daß demzufolge der übergeordnete Begriff des Menschen keine andere Funktion besitzt als die einer nachträglichen Zusammenfassung gemeinsamer Merkmale des männlichen und weiblichen Wesens. Verhält es sich aber wirklich so? Ist der übergeordnete Begriff des Menschen nicht doch mehr als ein bloßes Abstractum, signalisiert er nicht doch eine Wesensgemeinschaft: so daß Mann und Frau nicht schlechthin verschiedene Wesen, sondern höchstens wie immer unterschiedliche Ausprägungen,



Seinsweisen des Wesens Mensch sind? Indem die Philosophie nicht nur die Frage nach dem Wesen der Geschlechter, sondern ebenso – und aus noch älterer Tradition – die Frage nach dem Wesen des Menschen stellt, kann gerade sie dafür sorgen, daß nicht vorschnell die Gemeinsamkeit des Prinzips Mensch-Sein zur Bestimmung des Wesens der Geschlechter preisgegeben wird. Gleichwohl sind mit diesem Hinweis auf die Unverzichtbarkeit des Begriffes vom Wesen des Menschseins noch nicht die Probleme der genaueren Bestimmung des Wesens der Geschlechter gelöst. Neben diesen begrifflichen Schwierigkeiten eines philosophischen Zugangs findet sich aber noch eine Reihe anderer, die man erkenntnistheoretische oder auch praktische Schwierigkeiten nennen könnte. Die Beantwortung der Frage nach den wesentlichen Bestimmungen von Mann und Frau kann ja nicht aus einer Selbstreflexion der, sei es theoretischen, sei es praktischen Vernunft geschehen; sie muß sich vielmehr auf Tatbestände der Erfahrung beziehen. Diese Tatbestände sind mannigfaltiger Art: zu ihnen gehören die eigenen Erfahrungen im Umgang mit dem jeweils anderen Geschlecht, die sozialen Erwartungen, verallgemeinerte Kenntnisse über die lebendige Natur insgesamt, Erfahrungen mit den gegenwärtigen sozialen Institutionen, durch die das Zusammenleben von Männern und Frauen in einer Sozietät rechtlich und gewohnheitsmäßig geordnet ist, sowie sozial-historisches Wissen. Die besondere erkenntnistheoretische bzw. praktische Schwierigkeit liegt nun darin, daß alle diese Tatbestände nicht ohne weiteres zur Grundlage von Verallgemeinerungen gemacht werden können. Sind sie doch in aller Regel entweder, wie die sozialen und sozio-historischen Sachverhalte, selbst schon Interpretationen der Geschlechterdifferenz, deren Gültigkeit weitgehend darauf beruht, daß sie sich ge-

schichtlich durchgesetzt haben; oder Erfahrungen, die nur vermeintlich die Sachen wiedergeben, wie sie sind, statt dessen aber durch zusätzliche Interpretamente, die aus anderen Lebens- bzw. Interessenbereichen stammen, verdeckt sind. Wie soll man Interpretation und Sache voneinander trennen? Und müßte dies nicht geschehen, wenn man eine wirkliche allgemeingültige Wesensbestimmung der menschlichen Geschlechter sollte erreichen können. Mir will scheinen, daß die genannten Probleme Ableger einer allgemeineren philosophischen Problematik sind: der unser gesamtes Wissen betreffenden Problematik des Historismus, des Perspektivismus und des mit beiden zusammenhängenden Ideologieverdachts. Stellt man dies in Rechnung, so ergibt sich als Konsequenz, daß man das in Rede stehende Thema nur versuchsweise und unter Einschluß bewußter kritischer Selbstreflexion in Angriff nehmen kann. Eine Philosophie der Geschlechter ist darum nur als experimentierendes, kritisch auf Erfahrung und Wissenschaften bezogenes Philosophieren denkbar. Dies bestätigt sich auch aus philosophieinternen Gründen: es gibt nämlich weder eine reine und apriorische Philosophie der Natur, die die Prinzipien und die wesentlichen Sachhalte der Natur aus reiner Vernunft dar- tun könnte, noch eine ebensolche Philosophie der Geschichte. Beide wären aber eine notwendige Voraussetzung für eine von unserem empirischen und wissenschaftlichen Wissen unabhängige Philosophie der Geschlechter. Gleichwohl läßt sich das Problem einer philosophischen Erörterung der menschlichen Geschlechterdifferenz systematisch lokalisieren.

## **II. Der systematische Aufbau des Problems**

Unabhängig von allen Interessen, Interpretationen und Ideologien ist die Frage nach dem grundlegenden und bestimmen-

den Verhältnis, nach Gleichheit und Verschiedenheit von Mann und Frau ein komplexes Problem, in dem sich die Wirklichkeitsbereiche der Natur, der Gesellschaft und der Geschichte überschneiden. Das Geschlechterproblem hat sonach eine naturale und eine gesellschaftlich-geschichtliche Seite, die sich freilich nicht rein, sondern nur in wechselseitiger Abhängigkeit darstellen lassen. Formuliert man es anhand der hier einschlägigen Wissenschaften, so könnte man sagen: zur Beantwortung des vorliegenden Problems sind heranzuziehen: Biologie, Psychologie, Psychoanalyse, Sozialpsychologie, Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, politische Geschichte, Literatur- und Geistesgeschichte sowie die den historischen Disziplinen entsprechenden systematischen der Anthropologie, Ethnologie und Soziologie. Noch einmal anders gewendet: das Problem der menschlichen Geschlechter und ihrer Bestimmung bezieht sich sowohl auf die natürliche Konstitution als auch auf die soziokulturelle Konstruktion des Geschlechterverhältnisses. Männer und Frauen sind naturaliter grundsätzlich geschlechtsspezifisch bestimmte Individuen, die jedoch ihr konkretes Dasein nach soziokulturellen und damit geschichtlich gewordenen Prägungen nicht nur einrichten, sondern auch verstehen.

Auch eine versuchsweise philosophische Erörterung dieses Problems kann sich nur dann vor Einseitigkeit bewahren, wenn sie diesen Grundriß der Problematik im Auge behält; und nur dadurch kann sie sich auch vor vorschnellen Verallgemeinerungen und Idealisierungen schützen. Andererseits muß ein philosophischer Versuch, nicht anders als in den genannten Wissenschaften auch, darauf vertrauen, daß es trotz aller Komplexität durchgängige Grundzüge sowohl der Naturkonstitution wie auch der sozialen Konstruktion gibt. Diese Unterstellung ist freilich im Hin-

blick auf das Themenfeld „soziale Konstruktion“ wesentlich schwerer einzulösen, da in der sozio-kulturellen Perspektive sich Macht- und Wissensstrukturen in ungleich komplexerer Weise durchdringen. So verbietet es sich für den Philosophierenden auch, die in der Geschichte der Philosophie aufgetretenen metaphysischen Deutungen der Geschlechterdifferenz einfach zu übernehmen: Ist doch bis in das Vokabular hinein auch die Geschichte der Philosophie von der Geschichte gesellschaftlicher Entwicklung mit betroffen. Gleichwohl realisiert das Philosophieren, als ein der Wahrheit verpflichtetes Denken auf eigene Verantwortung, nachweislich einen höheren Freiheitsgrad gegenüber der eigenen Gesellschaft und ihrer Geschichte und ist daher in gewisser Weise wenigstens weniger gefährdet als jene Wissenschaften, die sehr viel stärker an ihre eigene Scientific community und damit auch an die jeweilige gesellschaftliche Lage gebunden sind. Nach wie vor ist Philosophieren ein Geschäft des einsamen Denkens und daher eher zur kritischen Distanz befähigt als andere Wissenschaften. Dies schließt keineswegs aus, daß Philosophen sich irren: Und gerade im Blick auf die Bestimmung der Geschlechterdifferenz ist die Geschichte der Philosophie ein beredtes Beispiel solcher Irrtümer. Man denke hierbei nur an Philosophen wie Aristoteles, Thomas von Aquin oder auch Kant. Dennoch sollte und darf die Chance des Philosophierens nicht ungenutzt bleiben. Sie kann zur zugleich unabhängigen und kritischen Orientierung in einer Materie beitragen, die ebenso schwierig wie lebensbedeutsam ist; sie kann dies vor allem dann, wenn sie sich der Komplexität der Fragestellung bewußt bleibt und nicht vorschnell entweder den Meinungen der Zeit oder ihren eigenen, vermeintlich universal brauchbaren Modellbildungen verfällt.

### III. Zur Grundlegung einer philosophischen Theorie der Geschlechter

Eine philosophische Theorie der Geschlechter kann nicht nur eine bloße Zusammenfassung erfahrungsgemäßer und einzelwissenschaftlicher Erkenntnisse sein. Sie muß eine Synthesis, eine Integration dieser vielfältigen Erkenntnisse wenigstens versuchen. Dazu bedarf sie nicht nur allgemeiner empirischer Gesetzmäßigkeiten, die sie wiederum verallgemeinert, sondern eines eigenständigen, aus der Vernunftreflexion selbst gewonnenen Leitfadens. Dieser Leitfaden läßt sich in der Tat aus der Selbstreflexion der Bedingungen der Möglichkeit des Wissens, d. h. aus der Struktur der Vernunft selbst gewinnen. Nach kantischem Vorbild läßt sich die endliche Vernunft in die Vermögen der Sinnlichkeit (Rezeptivität), des Verstandes (Spontaneität der Begriffsbildung) und Vernunft im engeren Sinne (Spontaneität der Ideenkonzeption) gliedern. Zufolge dieser Gliederung realisiert sich die endliche Vernunft als Streben nach der unbedingten Einheit, in der alles Mannigfaltige unseres Wissens seinen systematischen Ort erhält. So ist die endliche Vernunft eingelassen in ein Spannungsgewebe zwischen der Vielheit der endlichen Dinge, derer sie habhaft ist, und der unbedingten und systematischen Einheit, die ihr als Idee des Unbedingten notwendig vorschwebt, ohne daß sie ihrer mächtig wäre. Die Welt der Dinge wird erkannt, die unbedingte Einheit des Absoluten jedoch nur, wenn auch notwendig, gedacht. Eben aus diesem Grunde ist die Vernunft endlich. Alles, was sie hervorbringt, sei es im Wissen, sei es im Handeln, hat darum mit dem Charakter der Endlichkeit zugleich Verweisungsstruktur auf die unbedingte Einheit.

Diese Verweisungsstruktur der endlichen Vernunft ist der grundlegende Leitfaden

einer jeden philosophischen Theorie. Sie hat darum auch Bedeutung für eine philosophische Theorie der Geschlechter. Diese Bedeutung besteht in zweierlei Hinsicht:

1) Durch den Vernunftbegriff ist das wesentliche Charakteristikum des homo sapiens als eines humanen Wesens bezeichnet. Ihm zufolge realisiert sich alles Menschsein als seiner selbst bewußtes Streben nach der unbedingten Einheit, die als systematische Einheit zugleich auch Fülle des Seins und Vollendung des Wirklichen ist. Alle Individuen, die Menschenantlitz tragen, und d. h. eben diese Vernunftstruktur realisieren, sind daher Personen und als solche wesensmäßig gleich. Als endliche Vernunftwesen haben sie gleichen Rang und absolute Bedeutung.

2) Sollte es unter den endlichen Vernunftwesen spezifisch verschiedene Realisationsformen des Menschseins geben, so könnten sie sich nur hinsichtlich ihrer Vollzugsform der Vernunftstruktur unterscheiden. In dieser Vollzugsform lassen sich grundsätzlich zwei einander gegenläufige Bewegungsrichtungen denken: die von der Vielheit ausgehende Bewegungsrichtung auf das Eine und die von der Einheit ausgehende Richtung auf das Viele. Wenn die beiden menschlichen Geschlechter überhaupt als so verschieden voneinander gedacht werden müßten, daß sie verschiedene Repräsentationsformen der Vernunftstruktur darstellen, dann könnte die doppelte Bewegungsrichtung des Vernunftvollzugs einen Leitfaden zur Bestimmung ihrer Verschiedenheit abgeben. Ob diese Unterschiedenheit und ob diese gleichzeitige wechselseitige Beziehung überhaupt vorliegt, ist nicht Sache einer philosophischen Deduktion, sondern Aufgabe des empirischen und historischen Wissens und seiner kritisch begrifflichen Verarbeitung. Würde dies aber zutreffen, so ließe sich aus philosophischer Perspektive sowohl die Gleichheit

wie die Verschiedenheit zweier Typen des Menschseins denken, ohne daß die Gleichheit die Verschiedenheit und umgekehrt: die Verschiedenheit die Gleichheit zunichte machte. M.a.W.: Es wäre dadurch ein Gleichgewichtsverhältnis denkbar, das zwei perspektivisch verschiedene Daseinsweisen und Sinnentwürfe in einem umfassenden Sinnentwurf verbindet. Zugleich wäre dieses Gleichgewicht dynamisch und könnte so auch die wechselseitige Spannung, die daraus sich ergebenden Konflikte, aber auch die ihnen korrespondierenden Idealisierungen des jeweils anderen Geschlechtes erklären.

Das soeben Geschilderte kann als Leitfaden nur hypothetische Funktion besitzen. Philosophisch unverzichtbar ist nur der Begriff der endlichen Vernunft selbst sowie die aus ihm folgende unverbrüchliche Gleichheit und Gleichrangigkeit des homo sapiens. Alle weiterführenden Überlegungen müssen sich empirisch bzw. historisch bewähren. Zum Erfahrungswissen über den Menschen gehören die oben angeführten Wissenschaften, aber auch die Selbst- und Fremderfahrung des Individuums in seiner je spezifisch und immer auch leiblich erfahrenen Lebenswelt. Zur weiteren Erläuterung der Methode einer auf diese Weise notwendig hypothetisch vorgehenden philosophischen Theorie der Geschlechter wähle ich aus Gründen der Einfachheit die am anderen Ende der einschlägigen Wissenschaftsskala liegende empirische Wissenschaft der Biologie. Dies bedeutet nicht, daß ich etwa die Phänomenologie der Leiblichkeit oder die Sozialpsychologie oder die historisch-hermeneutischen Wissenschaften oder die Sozialanthropologie und all die systematischen Sozialwissenschaften für weniger ergiebig halte; es bedeutet nur, daß an der Biologie als der für die Bestimmung der Geschlechtsunterschiede basalen Naturwissenschaft am zweckmäßigsten die Ver-

mittlung von philosophischem Leitfaden und empirischem Wissen dargestellt werden kann. Ich greife hierbei zurück auf das soeben erschienene Buch von Wolfgang Wickler und Uta Seibt: „Männlich – Weiblich. Der große Unterschied und seine Folgen“, in dem die neueren Erkenntnisse der Verhaltensbiologie über die Entstehung der Sexualität in der Evolution einschließlich der über die Geschlechtsfunktionen und Geschlechterrollen beim Menschen zusammengefaßt sind. Folgende darin enthaltene Aussagen scheinen mir für die Bestimmung der menschlichen Geschlechter von wesentlicher Bedeutung:

1) Sexualität, bestimmt als Austausch von genetischem Material zwischen Lebewesen, tritt in der Evolution früher auf als sexuelle Vermehrung. Dieser Tatbestand führt die Autoren dazu, den Sinn von Sexualität primär in der gegenseitigen Kooperation der Lebewesen und nicht in der Fortpflanzung zu sehen; dies hat zur Folge, daß unter den Bedingungen der Bevölkerungsexplosion Sexualität vom Menschen nach Maßgabe ihres ursprünglichen Sinnes als Symbiose und gegenseitige Kooperation zur Höherentwicklung und Leistungssteigerung verstanden und gelebt werden darf. „Der Primat der Fortpflanzung muß also zurücktreten. Dann aber rücken andere Vorteile zwischengeschlechtlicher Kooperation in den Vordergrund. Dafür ist es unerheblich, ob die Geschlechter nur biologisch oder zusätzlich auch kulturell verschieden spezialisiert sind; auf jeden Fall sind Mann und Frau auf Kooperation angelegt, aber verschieden spezialisierte Lebewesen. ... Wenn die Fortpflanzungs Kooperation zwischen den Geschlechtern in den Hintergrund tritt, werden andere Symbioseaspekte dieser Geschlechterkooperation besonders deutlich“ (163). Die Frage, die dem Soziobiologen hier gestellt werden

muß, bezieht sich auf die Bestimmung der sogenannten „anderen Symbioseaspekte“. Stehen diese Aspekte in einem engen Zusammenhang mit der ursprünglich biologischen Geschlechterdifferenzierung und, wenn ja, in welchem? Die Autoren geben darauf leider keine Antwort. Vielmehr heißt es: „Der Biologe kann keine Richtlinien für die besonderen Ausgestaltungen solcher Symbiosebeziehungen beim Menschen geben“ (163).

Fest steht, daß es sich hierbei sicher nicht um einen Austausch von Genmaterial wie in der ursprünglichen Sexualität handeln kann. Sicher ist aber auch, daß die Autoren nicht bloß an einen Austausch von Ideen und Meinungen zwischen den Geschlechtern denken. Was aber soll dann Symbiose heißen? Ist hier nicht geradezu eine tieferliegende Bestimmung des Geschlechterbezugs gefordert, die Mann und Frau in einem nicht biologisch-funktionalen Sinne und gleichwohl geschlechtsspezifisch bedingt aneinander bindet? Wäre hier nicht der Ort, von einer Gen-Austausch- und fortpflanzungsunabhängigen, wechselseitig sinnstiftenden Ergänzung zu sprechen, die das gleichwohl immer noch erotische Verhältnis der Geschlechter zueinander erklären könnte?

2) Bei der Erörterung der Rollenklischees, die in der Geschichte der menschlichen Sozietäten aufgetreten sind, lassen die Autoren keinen Zweifel daran, daß die Dominanz des Mannes, obwohl biologisch verständlich, als ungerecht zu beurteilen ist. Der Mann habe seine stammesgeschichtlich erworbene, körperliche Überlegenheit „sekundär dazu verwendet, sich von vielerlei Anstrengungen zu befreien, indem er sie der Frau“ aufgezwungen habe (158). „Das ist biologisch verständlich, denn so funktioniert das Prinzip Eigennutz im außermenschlichen Bereich durchgehend“ (158).

Die Autoren diskutieren in diesem Zusammenhang drei Möglichkeiten: 1. Die Dominanz eines der beiden Geschlechter, wobei die Vertreter des anderen Geschlechtes sich mit ihrer untergeordneten Rolle zufrieden geben. 2. Die Möglichkeit, daß beide Geschlechter nach den gleichen Idealen streben, die wiederum von den Autoren wegen zu intensiver Konkurrenz zwischen den Geschlechtern und erwartbarer Unzufriedenheit bei Vertretern des einen oder anderen Geschlechtes fallengelassen wird. 3. Die Möglichkeit, daß „für jedes Geschlecht ein eigenes, ihm spezifisches Ideal gesucht wird. Dann können die geschlechtsbedingten Besonderheiten voll zur Geltung kommen, aber die zwischengeschlechtlichen Verständigungen und Beurteilungen werden erschwert. Dennoch scheint uns das der Weg zu sein, der allen gerecht wird“ (161). Zweifellos wird man für eine detaillierte Erörterung der männlichen Dominanz in der Geschichte der Sozietäten den biologischen Hinweis auf das Konkurrenzverhalten der Männchen und die dadurch stammesgeschichtlich erworbene körperliche Überlegenheit gerne als ein wesentliches Moment aufgreifen; ebenso gerne wird man auch die Ansicht des Biologen teilen, daß wegen der geschlechtsspezifischen Differenz für jedes Geschlecht ein eigenes spezifisches Ideal gesucht wird. Allerdings bleiben hier Fragen: Wer soll hier suchen? Sicher nicht der Biologe, nicht der Philosoph, sicher auch nicht alle anderen Wissenschaften, sondern doch wohl die jeweiligen Geschlechter selbst. Vielleicht findet man Ideale dieser Art irgendwo in der Geschichte, aber wie sollen sie andere überzeugen, wie sich durchsetzen können? Vor allem aber, mit welchen Maßstäben soll man denn suchen? Die Autoren legen nahe, daß es ein geschlechtsspezifisches Ideal sein soll. Es bleibt aber die Frage, was den Maßstab der Geschlechtsspezifität abge-

ben könnte. Da die Autoren darauf keine Antwort geben, vielmehr den Begriff des Ideals unerörtert und unbestimmt stehen lassen, scheinen sie einzubekennen, daß der biologische Begriff des Geschlechtes hier keinen weiteren Leitfaden abgibt. Muß dann aber nicht eine Bestimmung der Geschlechter und ihrer Differenz gesucht werden, die es erlaubt, jedem Geschlecht sein spezifisches Ideal so zu bestimmen, daß es nicht unter dem Definitionsmonopol des jeweils anderen Geschlechts steht?

An dieser Stelle darf ich die Aufnahme biologischer Erkenntnisse und Andeutung über ihre methodische Verwendung abbrechen. In analoger Weise müßte man sich, aufnehmend und zugleich kritisch nachfragend, mit den anderen empirischen Wissenschaften beschäftigen. Dies kann in diesem Zusammenhang jedoch nicht geschehen. Statt dessen soll noch auf eine allgemeine Erkenntnis eingegangen werden, die sowohl in allen empirischen Wissenschaften als auch in unserer konkreten Erfahrungserkenntnis anzutreffen ist.

Es ist die allgemeine Erkenntnis, daß Mann und Frau in wesentlichen Hinsichten als verschieden beurteilt werden. Der große biologische, der große soziale, der große historische Unterschied der Geschlechter ist keine Frage. Freilich sind die sozialen und historischen Unterschiede von den Menschen selbst entworfen und durchgesetzt worden, haben also im Vergleich zum biologisch-genetischen Unterschied kaum Beweiskraft. So bleibt denn als entscheidender, nicht wegzudiskutierender und beweiskräftiger Unterschied nur der zwischen den vielen *kleinen* und den gut ausgestatteten *großen* Keimzellen samt den aus ihm folgenden wesentlichen differenten Verhaltensmustern. Dies stellt eine philosophische Theorie der Bestimmung von Mann und Frau vor folgende

Situation: Die philosophische Theorie der Vernunft, von der oben die Rede war, muß die Wesensgleichheit von Mann und Frau als Menschen und d. h. als endliche Vernunftwesen festhalten. Die basale Erfahrungswissenschaft Biologie kann den Unterschied von Mann und Frau nicht nur feststellen, sondern auch evolutionsbiologisch als notwendig und unumstößlich erklären. Gleichheit und wesentliche Unterschiedenheit stehen also fest. Will man nun nicht die eine Seite für nichtig erklären, was weder dem Biologen im Blick auf die Philosophie, noch dem Philosophen im Blick auf die Biologie vernünftigerweise einfallen wird, so bleibt für eine philosophische Theorie der Geschlechter nur die Möglichkeit, Gleichheit und Unterschied miteinander zu vermitteln. Jede Theorie, die den Unterschied zu stark macht, würde die Gleichheit verletzen; jede andere Theorie, die die Gleichheit zu stark macht, den Unterschied tilgen. Es bedarf also eines Modells, in dem die Geschlechter so zueinander zu stehen kommen, daß sie auf gleicher Ebene unterschiedliches realisieren und doch aufeinander bezogen sind. Ein Modell dieser Art ist das Modell der Polarität, geometrisch das Bild der Ellipse mit zwei Brennpunkten. Von hier aus läßt sich sagen, daß jede philosophische Theorie, die nur die Gleichheit oder irgendeine Art von Über- und Unterordnung behaupten wollte, sicher dem zu denkenden Tatbestand nicht gerecht wird. Umgekehrt wird man gerade von jenen Theorien philosophischer Art Aufschlußreiches über das Geschlechterverhältnis lernen können, die das Polaritätsmodell entweder ausdrücklich heranziehen oder es durch die gleichrangige Bestimmung der jeweils differenten Eigenständigkeit von Mann und Frau der Sache nach enthalten. Zwei philosophische Theorien dieser Art sollen im folgenden kurz skizziert werden.

#### **IV. Die Polarität der Geschlechter: Die Theorien von Philipp Lersch und Georg Simmel**

Sowohl Lersch wie Simmel verstehen unter einer Psychologie bzw. Philosophie der Geschlechter eine nach dem Wesen bzw. den Prinzipien fragende Theorie, die in der Lage sein soll, bei aller geschichtlichen Bedingtheit – im kritischen Durchgang durch die historischen Präsentationsformen und perspektivischen Projektionen – dennoch eine überhistorische Basis des Geschlechtsunterschiedes auszumachen und so eine Bestimmung des Wesens der Geschlechter zu geben. Sowohl Lersch wie Simmel heben ab auf ein polares Verhältnis, auf ein Komplementaritätsverhältnis zweier zugleich auch eigenständiger Wesen, das sich im Leben und im Dasein der Menschen aufweisen und als allgemeines und typisches Strukturverhältnis deuten läßt. Sowohl Lersch wie Simmel sind empirisch-phänomenologisch orientiert und versuchen, die empirisch-phänomenologischen Befunde nach ihrer Überprüfung auf Kultur-Invarianz zur Grundlage einer Typologie, einer idealen Typenlehre der Geschlechter zu machen. Dabei werden die Typen so aufeinander bezogen, daß nur beide in ihrer wechselseitigen Verwiesenheit das volle Menschsein repräsentieren können.

In seinem in 3. Auflage 1950 erschienenen Buch „Vom Wesen der Geschlechter“ versucht *Philipp Lersch* zunächst objektive, vom Perspektivismus in der jeweiligen Auffassung und Vorstellung des anderen Geschlechts unabhängige Zugänge zum Problem der Geschlechter zu finden. Diese Zugänge liegen für ihn einmal in den Unterschieden im leiblichen Erscheinungsbild, sodann in den verschiedenen Bewegungs- und Ausdrucksformen sowie schließlich in der je spezifischen Sprechweise der Geschlechter. Von diesen objek-

tiven Befunden, die gegen einen negativ sich auswirkenden Perspektivismus, also gegen den Verdacht wechselseitiger Projektion, abgesichert sind, schreitet er weiter zu einer psychologischen Gesamterhellung der Geschlechter.

Das leibliche Erscheinungsbild wird von ihm in Hinblick auf Mann und Frau – in Stichworten wiedergegeben – so interpretiert: Das Erscheinungsbild der Frau ist mittelpunktsbetont, gesammelt, zentripetal; es ist bezogen auf eine Pathik des Wahrnehmens. Das männliche Erscheinungsbild ist dagegen mittelpunktsflüchtig, zentrifugal; im Gegensatz zur weiblichen Pathik spricht Lersch hier von Aktivismus. Die sensorische Orientierung des weiblichen Erscheinungsbildes wird der motorischen des männlichen, die Fülle des weiblichen der Kraft des männlichen gegenübergestellt.

In der Analyse der Bewegungs- und Ausdrucksformen – der zweite Bereich der Befunde – charakterisiert Lersch die Frau in ihrem Bewegungsstil als schwingend und elastisch, mit dem Gesamtcharakter von Grazie und Anmut; den Mann hingegen als zielend, wuchtig, bestimmt durch Massivität. Weibliche Motorik zeigt sich mehr als Ausdrucksmotorik, männliche Motorik demgegenüber mehr als Motorik der Zwecke. Im Blick auf die verschiedene Sprechweise wird mit Bezug auf Mann und Frau die konsonantische der vokalischen Artikulation und die intermittierend-stoßende Verlaufsform des Sprechens der kontinuierlich fließenden gegenübergestellt.

Diese Befunde, über die man, was ihre sprachlich-stilisierende Formulierung betrifft, ein wenig lächeln mag, bilden den Ausgangspunkt einer psychologischen Gesamterhellung der Geschlechter. Diese Gesamterhellung soll ein geschlossenes Gesamtbild der Geschlechter, den „gefügehaften Aufbau und den inneren Zusam-

menhang“ (45) der Einzelzüge ermitteln. Lersch stellt sie unter den formalen Gesichtspunkt einer geschlechtsspezifisch verschiedenen Daseinsthematik. Die Daseinsthematik der Geschlechter wird ausgehend von den aus der geschlechtsverschiedenen Lebensaufgabe entspringenden Grundmotiven in verschiedenen Hinsichten entfaltet: im Blick auf die seelischen Funktionen (Denken, Wollen, Fühlen), im Blick auf den Welthorizont der Geschlechter sowie auf die verschiedenen Weisen von Icherlebnis und Selbstverwirklichung. Von Bedeutung ist dabei, daß die so entworfenen Wesensbilder der Geschlechter idealtypischen Charakter besitzen. Lersch betont ausdrücklich, daß es sich dabei nur um idealtypische Bilder handeln kann, nicht also darum, das individuelle oder geschichtliche Erscheinungsbild von Mann und Frau oder gar einen allgemeinen Begriff des Mannes bzw. der Frau festzulegen, sondern eben den Typus. Ausschlaggebend dabei ist, daß diese Idealtypen in aller Regel in einem Mischungsverhältnis in den Individuen vorkommen. Daß diese Art der Typenbildung wissenschaftlich möglich und sinnvoll ist, sei belegt durch den Hinweis auf Max Weber und seine für die Sozialphilosophie und für die verstehende Sozialwissenschaft einschlägige Lehre von den Idealtypen.

Die geschlechtsspezifischen Daseinsthematiken werden von Lersch wie folgt beschrieben: Die weibliche Daseinsthematik unterliegt dem Stilgesetz der Pathik, das sich im Empfangen, Bewahren und Erdulden zeigt; die männliche dem Stilgesetz des Aktivismus, das sich durch Begriffe wie Bewältigen- und Beherrschenwollen, Erwecken, Sich-entäußern umschreiben läßt. Daraus ergibt sich für den Typus Frau eine geschlossene Welt als Nahwelt und Gegenwart, als persönliche, auf Personen bezogene Welt, die durch die Stich-

worte Leben, Gesittung, Mitleid, Vermittlung, Mütterlichkeit umschrieben und als individuell-anschauliche Welt der Bilder bestimmt werden kann. Das Führungsorgan dieses Stilgesetzes der Pathik ist für Lersch das Fühlen. Für die Daseinsthematik des männlichen Idealtypus erweist sich die an Erwecken und Sich-entäußern orientierte Welt als eine offene Welt, als Fernwelt und, in der Perspektive der Zeitdimensionen, als zukunftsbezogene Welt. Der Typus Mann beschäftigt sich nicht so sehr mit der Unendlichkeit des Woher, sondern mit der Unendlichkeit des Wohin; seine Welt ist im Gegensatz zur persönlichen Welt der Frau eine Welt der Sachen und Sachverhalte. Die hier zutreffenden Stichworte sind: Schutz des Lebens, Bewältigung von Natur und Umwelt, Außengerichtetheit; die Führungsorgane sind Wille und begreifendes Denken. Was bei dem Typus Frau die Welt der Bilder als die dem Stilgesetz der Pathik zugeordnete Welt gewesen ist, ist hier, gemäß dem Stilgesetz des Aktivismus, die Welt des Begriffs.

Im Anschluß an diese psychologische Gesamterhellung wendet sich Lersch abschließend der nach seiner Ansicht zureichend nur philosophisch-anthropologisch zu beantwortenden Frage nach dem Sinn der Geschlechtsunterschiede zu. Er faßt seine Erörterungen wie folgt zusammen: „Unter dem Zwange, sich die Bedingungen des Daseins in Selbständigkeit und Selbsttätigkeit zu schaffen, tritt im Manne das menschliche Dasein aus der Natur heraus und ihr gegenüber, die menschliche Existenz wird exzentrisch, sie rückt aus jener Mitte, in der das Tier lebt, indem es ganz in der Natur aufgeht. . . In der exzentrischen Stellung, in die das menschliche Dasein durch den Mann gerückt ist, erfüllt nun die Frau die Funktion einer Verbindung nach zwei Seiten hin: zurück zur Natur, indem sie in menschlicher Gestalt



selbst noch einen Teil der Natur darstellt und menschliches Dasein, das im Manne exzentrisch geworden und auf die Unendlichkeit von Raum und Zeit entworfen ist, in die Mitte und Unmittelbarkeit des Lebens zurückholt und hin zur Welt als dem Horizont ideeller Wesenheiten, sofern bei der Begegnung mit der Frau im Manne der Eros wachgerufen und zur Entfaltung gebracht wird, und gerade der Eros die entscheidende Erfahrung von der Möglichkeit einer Rückverbindung an die Welt ist. Nach beiden Seiten, zurück zu den Ursprüngen des Lebens und hin zur Welt, hat die Frau eine mediale, vermittelnde und verbindende Funktion. Die Struktur ihres Wesens ist sinnvoll im Hinblick auf die Exzentrizität, in die das menschliche Dasein im Manne getreten ist, diese Exzentrizität selbst aber ist notwendig, um die geistige Chance und Möglichkeit menschlichen Seins zu verwirklichen. Die Frau sorgt dafür, daß sich der Mann nicht in der Exzentrizität, d. h. im Äußerlichen, verliert, der Mann dafür, daß menschliches Dasein nicht im engen Kreis des Subjektiv-Innerlichen steckenbleibt...“ (116f.).

Lersch begreift dem Gesagten zufolge die beiden Geschlechtsrollen so, daß sie polar einander zugeordnet sind, zugleich aber verschiedene Daseinsthematiken, verschiedene Sichten auf die Welt repräsentieren, die füreinander jeweils eine notwendige Funktion besitzen. Es geht ihm um die Gleichrangigkeit und Gleichwertigkeit des männlichen und des weiblichen Typus; zugleich aber um die Verschiedenheit des jeweils spezifischen Beitrags zu einer gemeinsamen, das Sein des Menschen im Ganzen charakterisierenden Leistung: der kulturschaffenden Vermittlung von Exzentrizität und Rückbindung an Leben und Welt. Genau in diesem Zusammenhang hebt er hervor, daß seine Überlegungen am „Gesetz der Polarität“ orientiert

sind. Lersch ist sich zugleich darüber im klaren, daß hierbei ohne ein Minimum an Spekulation – ich würde eher sagen: an konstruktiver Modellbildung – nicht auszukommen ist. So sagt er: „Es entspricht dem philosophischen Charakter der anthropologischen Fragestellung, daß sie ohne ein Minimum an Spekulation nicht auskommt. Sie geht zwar aus von den Tatsachen der Erfahrung, erhebt sich jedoch über sie, indem sie aus ihnen den Horizont einer Idee des Menschen zu gewinnen und somit eine Sinndeutung menschlichen Seins zu geben sucht. So mußte auch die hier entworfene anthropologische Deutung menschlicher Geschlechtsunterschiede notwendig spekulativ werden. Methodisches Prinzip dieser Spekulation war der Gesichtspunkt der Polarität, d. h. die Überzeugung, daß es die Zweiheit der Geschlechter ist, in der sich die Einheit menschlichen Seins entfaltet, daß also die Verwirklichung menschlicher Möglichkeiten aufgebaut ist auf der Wesensverschiedenheit von Mann und Frau“ (117). In diesem Zusammenhang zitiert Lersch Johann Eduard Erdmann, der dieses Gesetz nach seiner Ansicht auf das Prägnanteste bereits formuliert habe.

Mit den gegebenen Zitaten darf ich die kursorische Darstellung der Theorie von Lersch beschließen. Trotz aller möglichen und berechtigten Kritik im Detail – vor allem an der doch noch sich einschleichenden, unfreiwilligen Überbetonung des männlichen Typus – halte ich dennoch die methodische Struktur dieser psychologisch-philosophischen Theorie für bedeutsam und in gewisser Weise auch richtungweisend. In ihr wird von konkreter Erfahrung ausgegangen, von perspektivisch neutralen Phänomenen, die sich als objektive Tatbestände nachweisen und beschreiben lassen; es wird überprüft, ob diese Phänomene kulturinvariant sind: Nur dann können sie der weiteren Erörte-

rung zur Grundlage dienen. Der zweite Schritt ist die Ordnung und Gesamterhellung der Phänomene gemäß dem spekulativen Modell der Polarität. Dieses Modell ist auch der Leitfaden der die Theorie beschließenden philosophischen Sinngebung des Wesens der Geschlechter. Freilich – und darin besteht die methodologische Kritik an dieser Theorie –, der spekulative Gesichtspunkt scheint eine bloße Überzeugung und als solche bloß übernommen zu sein, er erhält keine weitere Begründung und Rechtfertigung. So erweist sich die Idee der Polarität lediglich als ein beliebiger Leitfaden, der auch durch einen anderen, also etwa durch ein Modell der Über- und Unterordnung ersetzt werden könnte. Selbstverständlich kann am Leitfaden der Polarität dargestellt werden, daß der männliche und weibliche Typus gleichwertig und so aufeinander bezogen sind, daß sie die dem Menschen angemessene Vermittlungsleistung hervorbringen. Damit wäre jedoch der Leitfaden lediglich expliziert, nicht schon gerechtfertigt. Denn: es könnte sich ja auch anders verhalten, und es wäre denkbar, daß andere wesentliche Tatbestände außer Acht gelassen sind, die dem Gesetz der Polarität möglicherweise widerstreiten. Daß dieses Gesetz mehr Berechtigung hat als ein anderer Leitfaden, dies müßte wohl eigens gezeigt werden. Auch rein heuristische Ideen, denn um mehr kann es sich ja nach dem im vorhergehenden Kapitel Gesagten nicht handeln, bedürfen einer argumentativen Rechtfertigung, die von dem Erweis ihrer Fruchtbarkeit zur Erschließung des Materials unabhängig ist. Andernfalls verbleibt die Theorie in einem gewissen Zirkel, wie es denn bei Lersch tatsächlich der Fall ist.

*Georg Simmels* Philosophie der Geschlechter liegt in drei umfangreichen Abhandlungen vor, die in einem Sammel-

band von Essays unter dem Titel „Philosophische Kultur“ veröffentlicht wurden. Es handelt sich dabei um folgende Titel: „Das Relative und das Absolute im Geschlechter-Problem“, „Die Koketterie“ und „Weibliche Kultur“. Schon diese Stichworte mögen anzeigen, daß Simmels Erörterungen weniger ontologisch-systematisch als vielmehr kulturphilosophisch-reflektierend angelegt sind. Über ihre Inhalte läßt sich allgemein sagen, daß sie die Frage nach dem Wesen der Geschlechter aus der Fülle der gegenseitigen Beziehungen, Erfahrungen und deren sozialen wie denkerischen Interpretationen heraus angehen und auf dem Wege einer kritischen Durchdringung der menschlichen Lebenserfahrung zu beantworten suchen. So setzt auch Simmels Philosophie der Geschlechter bei Phänomenen an: den Phänomenen unserer gewöhnlichen Lebenserfahrung; reflektiert diese Erfahrung und ihre vielfältigen Interpretationen auf ihnen zugrunde liegende allgemeinere Tatbestände des bewußten und geistigen Lebens überhaupt und versucht auf diese Weise, kulturgeschichtliche Tatbestände von den in ihnen sich äußernden Grundzügen geistigen Lebens her zu begreifen. Es geht ihm um die Analyse von Tiefenstrukturen der Erscheinungen, der Ausdrucksformen, menschlicher Kultur. So könnte man sagen: seine Philosophie der Geschlechter ist eine Analyse der vielfältigen kulturellen Geschlechterbeziehungen, auch ihrer Äußerungsformen im Selbstverständnis von Mann und Frau, mit dem Ziel, grundlegende Strukturen des lebendigen, kulturschöpferischen menschlichen Geistes darin zu erkennen. Das Geschlechterproblem steht so für ihn in einer komplexen Wirklichkeit von Beziehungen, die es zu entdecken, zu systematisieren und als Äußerungsformen des menschlichen Geistes zu begreifen gilt. Eben dieses Beziehungsgeflecht erschwert

eine einfache systematische Darstellung von Simmels Theorie. Noch mehr: es erschwert auch das Verständnis der vom Interpreten herauszuhebenden systematischen Aussagen Simmels bei dem Leser, der nicht zugleich durch eigene Lektüre den Ort dieser Aussagen im Zusammenhang der Simmelschen Darlegungen im Auge behält. Im Bewußtsein dieser doppelten Schwierigkeit wende ich mich nun der für unsere Zwecke übersichtlichsten, weil noch am ehesten systematischen Abhandlung über „Das Relative und das Absolute im Geschlechter-Problem“ zu.

In ihr geht es Simmel darum, das Verhältnis der menschlichen Geschlechter ebenso wie deren eigenständige Bestimmtheit darzulegen; und dies vor dem allgemeinen Hintergrund, daß wir als erkennende und handelnde Wesen unsere Welt und unser Dasein in ihr grundsätzlich durch Relationsbegriffe vergegenständlichen, denen die Tendenz innewohnt, ihren relationalen Bezug abzuschütteln und sich absolut zu setzen. Simmel verweist darauf, daß dieser Vorgang der Verabsolutierung eines Relationsbegriffes auch die fundamentalen Begriffe unserer Weltdeutung betrifft: die Relationspaare „Ich und Welt“, „Subjekt und Objekt“, „Individuum und Gesellschaft“, „Bewegung und Beharrung“, „Stoff und Form“ u. a. Von diesem Vorgang ist nun nach Simmel auch die „Grundrelativität im Leben unserer Gattung“ (65), das Verhältnis von Männlichkeit und Weiblichkeit, nicht verschont geblieben. So ist historisch nachweisbar der Begriff des männlichen Geschlechtes absolut gesetzt und d. h. zum allgemein Menschlichen erhoben worden. Simmel sieht, daß dieser Vorgang der Absolutsetzung des Mannes mit der geschichtlich gewordenen Machtstellung der Männer im Zusammenhang steht. Aber die für ihn zentrale Frage ist, wie ein solcher Vorgang mit all seinen Folgen überhaupt möglich

war; d. h. ob es Gründe gibt, die diese kulturgeschichtliche Entwicklung aus einer Bestimmtheit der menschlichen Geschlechter verständlich werden lassen, die ihrerseits „in der überhistorischen Basis des Geschlechterunterschiedes“ fundiert ist (70). Indem Simmel diese Frage verfolgt, ergeben sich ihm eine ganze Reihe von Bestimmungsmomenten des männlichen und des weiblichen Geschlechtes, die deren eigenständige Absolutheit ebenso wie ihre wechselseitige Beziehung erkennbar machen. Die spezielle Intention der gesamten Abhandlung liegt darin, daß eben durch diese Analysen eingesehen werden kann, daß ebenso wie das männliche auch das weibliche Geschlecht, richtig verstanden, die bloße Relativität auf das andere Geschlecht transzendiert. In diesem Ergebnis liegt eine fundamentale Kritik des bisherigen Definitionsmonopols des männlichen Wesens, welches aufgrund seiner Eigenart – und keineswegs bloßer Willkür – sich selber absolut gesetzt und das weibliche Wesen nur in Relation zu sich bestimmt hat. Statt dessen gilt es zu sehen, daß auch die Frau ihrem Wesen nach die bloße Relativität auf den Mann, aus anderen Gründen zwar wie beim männlichen Wesen, transzendiert. Beide menschlichen Geschlechter haben so einen ihre Relation zueinander je eigentümlich begründenden eigenständigen Rang und damit absolute Bedeutung.

Die einzelnen Aussagen über Mann und Frau, die zu diesem Ergebnis führen, darf ich, unter Angabe der jeweiligen Perspektive, aus der sie gewonnen sind, kurz skizzieren: Simmel beginnt seine Darlegungen zur überhistorischen Basis des Geschlechtsunterschiedes mit einer Analyse des jeweils spezifischen Selbstverhältnisses von Mann und Frau zu ihrer eigenen Geschlechtlichkeit: „Der Geschlechtsunterschied ... ist ... für die Frau typischerweise etwas Wichtigeres als für den Mann,

es ist ihr wesentlicher, daß sie Frau ist, als es für den Mann ist, daß er Mann ist. Für den Mann ist die Geschlechtlichkeit sozusagen ein Tun, für die Frau ein Sein“ (70). Schon hier zeigt sich für Simmel, daß die Weiblichkeit keinesfalls nur eine Relationserscheinung zum Manne ist. Die gegebenen Bestimmungen werden nun in vielfältigen Bezügen zur allgemeinen Erfahrung des Geschlechterverhältnisses, zu den darin mitschwingenden gesellschaftlichen Konventionen sowie zur je eigenen Selbsterfahrung von Mann und Frau ausgeführt. Dabei ergeben sich weitere Bestimmungen, die – wie schon oben bemerkt – nur aus ihrem Kontext voll verständlich werden: Das Wesen der Frau bestimmt sich als Identität von Sein und Weib-Sein; sie lebt „in der Absolutheit des *in sich* bestimmten Geschlechtlichen“ (71). Für den Mann hingegen ist die spezifische Geschlechtlichkeit kein character indelebilis, sondern im Gegensatz zur Frau nur ein Lebelement unter anderen. Während für ihn die sexuelle Frage eine Relationsfrage darstellt, ist umgekehrt für die Frau die sexuelle Frage eine Wesensfrage, woraus sich die Erfahrungstatsache begreifen läßt, daß die Frau mehr an dem einzelnen Manne hängt, während der Mann mehr an der Frau im allgemeinen interessiert ist.

Im Gegensatz zum Mann ruht die Frau in ihrem Mittelpunkt, während das männliche Wesen grundsätzlich auf ein Verlassen des eigenen Zentrums angelegt ist. Ein weiterer Gesichtspunkt ist die verschiedene Bewegungsrichtung des Lebens: Der Mann ist nach zwei Seiten hin bewegt, zum einen auf das rein Sinnliche, zum anderen auf das rein Geistige. Demgegenüber ist die Bewegungsrichtung der Frau zentripetal. Sie steht „jenseits jener beiden ... exzentrischen Bewegungen, der begehrllich sinnlichen und der transzendent formalen“ (76). Auch in bezug auf die Ob-

jekte, die Dinge der Welt, bestehen charakteristische Unterschiede: Es gehört zum männlichen Umgang mit den Dingen, den Eigenbestand und die Eigengesetzlichkeit der Dinge einerseits zu akzeptieren, andererseits sie zu gestalten und umzuschaffen. Die Frau wiederum steht jenseits dieses „Doppelverhältnisses zu den Dingen“ (76). Weder die reine Theorie noch „die vollkommene Bestimmung der objektiven Form durch die subjektive Kraft“ (76) ist ihre Sache. Ihr Verhältnis zu den Dingen ist unmittelbarer, es beruht nicht auf der Trennung von Subjekt und Objekt. Aus diesem Grund kann der Mann viel eher als Relativitätswesen bezeichnet werden als die Frau. Zum Mann gehört wesentlich der Dualismus von Idee und Wirklichkeit, zur Frau hingegen die Einheit von Leben und Idee.

Diese Zusammenhänge werden von Simmel noch in verschiedenen anderen Perspektiven weiterentwickelt, so im Hinblick auf die für die beiden Geschlechter jeweils typische Tragik, auf ihr jeweils spezifisch differentes Verhältnis zur Logik, zum Beweisen, zur Ethik, speziell zum Ideal der Gerechtigkeit. In all diesen Bezügen erhärtet sich der Gedanke, daß das Wesen der Frau durch Nicht-Dualität, durch tiefes In-sich- und Bei-sich-sein, durch Einssein mit dem Grund des Lebens überhaupt, durch Eingesenktsein in das eigene Sein, durch Einheit von Sein und Geschlechtlichsein zu bestimmen ist; während das Wesen des Mannes im Gegensatz durch Dualität, durch die Kategorialität von Mittel und Zweck, durch den Weg-Charakter seines Daseins, durch die Intention auf das Allgemeine, Übersubjektiv-Sachliche, durch die Trennung von sich selbst bestimmt ist. Wenn dem Mann überhaupt eine Möglichkeit, Harmonie seines Lebens zu erreichen, gegeben ist, so ist diese Harmonie, im Gegensatz zur *vor*-dualistischen der Frau, *über*dualistisch. In

diesen Zusammenhängen liegt der paradox anmutende Sachverhalt begründet, daß es leichter ist, „die Frau zu definieren als den Mann; aber schwerer eine Frau zu definieren als einen Mann“ (97).

In einer abschließenden Erörterung zum Verhältnis von Absolutem und Relativem im Geschlechterproblem faßt Simmel die ermittelten Detailbestimmungen zusammen: Sowohl Frau wie Mann übersteigen ihre wechselseitige Relation als aufeinander bezogene Geschlechtswesen durch eben den je eigentümlich verschiedenen Charakter ihrer Geschlechtlichkeit: „Die besondere Art der Absolutheit der Frau versenkt sie in die Einheit des Seins, während die Absolutheit des Mannes ihn vom Sein wegrißt zur Idee“ (101 f.). Die Absolutheit des männlichen Wesens bezieht sich auf die Welt des Objektiven *über* allem Gegensatz, *über* aller Subjektivität, auf eine Welt, die gleichsam *hinter* den Einzelheiten liegt. Der absolute Charakter des weiblichen Wesens wird bezeichnet durch die Einheit der Welt, des Menschen, der Natur, des Seins, die *vor* der Trennung in Subjekt und Objekt, also *vor* den Einzelheiten liegt. Diese „tiefste Besonderheit jedes Geschlechtes“ (102) wird von Simmel nun noch einmal auf einen tieferen Grundzug des menschlichen Geistes zurückgeführt: auf die in ihm liegende, alles Erkennen und Handeln durchwirkende Idee des „Allgemeinen“.

Aus der philosophischen Tradition weiß man, daß das Allgemeine eine doppelte Bedeutung hat: einmal als das Allgemeine im Sinne des Begriffes, das andere Mal als das Allgemeine im Sinne des Wesens bzw. der Substanz. Eben diese Eigentümlichkeit des menschlichen Wissens, eben diesen Grundzug der Orientierung auf das Allgemeine, zieht Simmel zur Deutung des Absolutheitscharakters der beiden Geschlechter heran. Nach seiner Ansicht

nämlich repräsentieren die beiden Geschlechter je eine der Bedeutungen des Allgemeinen: das männliche Wesen das Allgemeine als Abstraktes, das erst im Durchgang durch die vielen Dinge gewonnen wird; das weibliche Wesen das Allgemeine als „substantiell Einheitliches“ (102), das den Grund vor aller Besonderung bezeichnet. Darin besteht für Simmel „die anatomische Struktur der lebendigen Wirklichkeit“ (102). Die Relation der Geschlechter ist sonach für ihn von einem doppelten Absoluten umgeben: „Auf der einen Seite steht das Männliche als Absolutes, das mehr als Männliches ist, das die Objektivität, die um den Preis des Dualismus gewonnene normative Höhe über aller Subjektivität und aller Gegensätzlichkeit bedeutet – auf der anderen das Weibliche als Absolutes, das die Einheit des menschlichen Wesens, gleichsam noch vor der Trennung in Subjekt und Objekt, in substantieller, ruhender Geschlossenheit trägt“ (103).

Mit dieser, Simmels tiefste Charakteristik der Geschlechterdifferenz beinhaltenden Passage schließt seine Abhandlung. Sie macht noch einmal deutlich, daß seine kulturgeschichtlich und psychologisch ansetzende Theorie des Geschlechterunterschiedes auf eine Deutung des Wesens der Geschlechter zusteuert, die sie aus allgemeinen Strukturen des menschlichen Geistes zu begreifen sucht. Eben damit steht Simmel dem oben skizzierten transzendentalphilosophischen Ansatz wesentlich näher als der eher am ontologischen Aufbau des Menschenwesens orientierte Lersch. Aus diesem Grund habe ich auch Simmels Theorie nach derjenigen von Lersch behandelt, obgleich sie – wie bekannt – 30 Jahre früher entstanden ist. Obzwar wenig systematisch angelegt und den Polaritätsbegriff nicht eigens verwendend, ist sie die systematisch tiefergehende Philosophie der Geschlechter.

Freilich ist auch ihr gegenüber im Detail das eine oder andere auszusetzen: so etwa die in vielem zeitspezifische Formulierungsweise und Stilisierung, die schon bei Lersch gelegentlich zum Schmunzeln Anlaß gab. Gravierender erscheint mir jedoch, daß wie schon bei Lersch das Polaritätsmodell, so hier der die Gleichrangigkeit und Differenz zugleich tragende Gedanke des Allgemeinen nur eingeführt, aber nicht selber philosophisch-systematisch ausgewiesen ist. Darum stellt sich gegenüber Simmel die systematisch wesentliche Frage, wie denn diese Grundfunktion des menschlichen Geistes, nach dem Allgemeinen in der Doppelperspektive des Abstrakten und des Substantiellen zu fragen und die Wirklichkeit gemäß diesen Orientierungsfunktionen zu bestimmen, in der Struktur des menschlichen Geistes, in der Struktur der endlichen Vernunft, zu lokalisieren ist. Welchen Stellenwert hat diese Idee des Allgemeinen, in welchem Verhältnis steht sie zu den anderen Orientierungsfunktionen, wie läßt sie sich als dem menschlichen Geist wesentlich zugehörig rechtfertigen? Es scheint, daß die Idee des Allgemeinen ihre Rechtfertigung nur in einer transzendentalen Strukturanalyse der endlichen Vernunft erhalten kann. Dabei wäre zu erörtern, ob die in ihr enthaltene doppelte Bewegungsrichtung, einmal auf den Begriff, das andere Mal auf das substantielle Wesen, mit der oben entwickelten doppelten Vollzugsrichtung der menschlichen Vernunft systematisch verknüpft werden kann. Ohne dies hier ausführen zu können, möchte ich behaupten, daß diese Möglichkeit besteht. Faßt man nämlich das abstrakt Allgemeine gemäß dem ihm zugrunde liegenden Denkprozeß, so zeigt sich, daß jeder Begriff die Einheit eines Mannigfaltigen darstellt und mithin als eine Bezeichnung für jenen endlichen Vernunftvollzug gelten kann, der sich von der Mannigfaltigkeit zur Einheit

bewegt. Ähnlich verhält es sich mit dem substantiell Allgemeinen: denn, um auf das Viele und Mannigfaltige übergehen zu können – die andere Bewegungsrichtung des Vernunftvollzugs –, bedarf es des jeweils vorausgesetzten Einheitsgrundes, aus dem Mannigfaltiges allererst in seinem Hervorgang gedacht werden kann. Freilich bleibt dieser Zusammenhang hier nur eine Andeutung.

## V. Abschließende Bemerkungen

Aus dem Vorstehenden mag deutlich geworden sein, daß eine philosophische Theorie des Geschlechterverhältnisses ein zugleich komplexes und schwieriges, ein in vieler Hinsicht soziokulturell abhängiges und daher auch anfechtbares Unternehmen ist. Dennoch hat sich gezeigt, daß das Polaritätsmodell unverzichtbar ist. Es läßt sich sowohl transzendental rechtfertigen als auch in seiner Fruchtbarkeit zur Deutung empirisch gegebener Phänomene nachweisen. Es ist, soweit ich sehe, das einzige Modell, durch das sowohl die wesentliche Gleichheit des Menschen als auch die geschlechtsspezifische Verschiedenheit miteinander vermittelt werden können. Zugleich kann es die Eigenständigkeit von Mann und Frau, ihre Absolutheit, festhalten, ohne ihre wesentliche Relativität in bezug aufeinander preiszugeben. So birgt sich in ihm eine allgemeine Einsicht, die unabhängig von der Ausarbeitung der Detailbestimmungen Gültigkeit beanspruchen kann. Die Geschlechter besitzen einen jeweils eigenen Lebenssinn, der zugleich ihre Beziehung aufeinander verständlich macht. Sie haben absoluten Charakter, der ihre Relation zueinander bestimmt. Falsch wäre hingegen die umgekehrte Aussage, daß die Geschlechter nur ihren Lebenssinn aus der gegenseitigen Beziehung erhielten. Dem widerspricht nicht, daß dieser Lebenssinn mit

ihrer Geschlechtlichkeit in engem Zusammenhang steht. In transzendentalphilosophischer Perspektive kann gesagt werden, daß Mann und Frau zwei eigenständige, notwendige und aufeinander bezogene Bewegungsrichtungen des menschlichen Geistes, der endlichen Vernunftstruktur, repräsentieren.

Aus der transzendentalphilosophischen Rechtfertigung des Polaritätsmodells ergibt sich, daß mit Bezug auf das männliche und das weibliche Wesen jedenfalls nicht von zwei Substanzen gesprochen werden darf. Wenn sich in Mann und Frau zwei gegenläufige Bewegungsrichtungen des Strebens nach dem Unbedingten darstellen, dann verbieten sich alle jene Hypostasierungen, die sich nur allzu gerne in die Betrachtung der Geschlechter einschleichen: als wäre das männliche Wesen etwa mit Vielheit, Ferne, Geist, Tier, Begriff und das weibliche Wesen mit den korrespondierenden Bestimmungen: Einheit, Heimat, Natur, Pflanze, Leben zu identifizieren! Daß das Nachdenken über die Geschlechter immer wieder auf diese Hypostasierungen verfällt, ist freilich ebenso aus transzendentaler Perspektive begreiflich zu machen. Ähnlich verhält es sich im übrigen mit den der Verwendung jener Begriffe auf dem Fuß folgenden Imaginationen und Stilisierungen: so etwa mit der immer wieder hervortretenden Mystifikation der Frau einerseits als Ursprung, andererseits als Vollendung des männlichen Daseins.

Auf diese Weise besitzt eine am Polaritätsmodell orientierte, gleichwohl hypothetische Philosophie der Geschlechter eine grundsätzlich kritische Funktion: sowohl gegenüber ihrer eigenen Geschichte und den darin immer wieder hervortretenden Imaginationen, als auch gegenüber allen Ideologisierungen, gleichgültig, welchen Lebens- und Denkbzusammenhängen sie entspringen. Es scheint, daß gerade da-

durch eine philosophische Theorie der Geschlechter dazu beitragen kann, geschlechtsspezifisch motivierte Definitionsmonopole abzubauen.

Das Modell der Polarität bezeichnet zugleich die positive Möglichkeit einer Philosophie der Geschlechter wie ihre Grenze. Aus ihm folgt die allgemeine Aussage: die Geschlechter sind als Verschiedene gleich und als Gleiche verschieden. Diese Aussage hat zugleich positive wie kritische Funktion: positiv gesehen orientiert sie jedes menschliche Wesen auf seinen absoluten Rang als Vernunftwesen, auf seine darin beschlossene Gleichwertigkeit und Gleichrangigkeit mit allen Menschen. Ihre kritische Bedeutung liegt darin, daß durch sie falsche Hypostasierungen ebenso wie falsche Imaginationen und Ideologisierungen des jeweils anderen Geschlechtes zu durchschauen und abzuhalten sind.

Diese kritische Funktion der philosophischen Theorie der Geschlechter stellt eine Verbindung zu den gegenwärtigen Emanzipationsbestrebungen her. Mit ihrer Hilfe läßt sich sowohl die Berechtigung wie auch die innere Gefährdung dieser Bewegung deutlich machen. Ohne Zweifel ist die Emanzipationsbewegung der Frauen in ihrem Kampf gegen falsche Hypostasierungen der Weiblichkeit, gegen das Definitions- und Machtmonopol der Männer, und in ihrer Ausrichtung auf die Gleichberechtigung der Frauen berechtigt. Eine Gefährdung dieser Bestrebungen ist jedoch nicht von der Hand zu weisen: Rein theoretisch liegt sie darin, daß der Begriff der Gleichheit im Sinne der Gleichartigkeit mißverstanden wird. Dann nämlich findet eine stillschweigende Identifizierung des männlichen und weiblichen Wesens statt, die die Polarität mißachtet und zugleich das Definitionsmonopol des Menschen durch den Mann auf ungewollte Weise bestätigt. Der hierin liegende Selbstwiderspruch äußert sich konkret in

einer Überforderung der Frauen, die für die meisten nicht lebbar ist. Die andere Gefährdung ist mehr praktischer Art: Sie liegt in der gelegentlich auftretenden falschen Einschätzung jener gesellschaftlichen Situation, in der Emanzipationsbestrebungen überhaupt erst möglich geworden sind. Erst mit der Funktionstüchtigkeit differenzierter Gesellschaftssysteme und erst durch die Entwicklung einschlägiger Naturwissenschaften ist die Frau aus den Zwängen der Reproduktion des Lebens befreit worden. Eben diese Entlastung ist es gewesen, die das Problem der naturwüchsigen Unterdrückung allererst sichtbar gemacht hat. Darin hat die Emanzipationsbewegung ihren berechtigten Sinn, daß sie den Stand der gesellschaftlichen Entwicklung sowohl auf der Ebene des Rechtes wie im politischen, soziokulturellen und ökonomischen System absichert. Das arbeitsteilige System dieser Gesellschaften, das ursprünglich zur Dominanz des Mannes geführt hat, ist soweit fortgeschritten, daß diese Dominanz tendenziell funktionslos geworden ist. Allerdings muß gesehen werden, daß dieser Abbau des männlichen Prinzips an die Funktionsfähigkeit eben dieser hochkomplexen Gesellschaften geknüpft ist. Wer zugleich mit der Emanzipation der Frauen die Zerstörung dieses Gesellschaftssystems fordert, begibt sich in den praktischen Widerspruch, den Ast abzusägen, auf dem er sitzt. Um diese Gefährdung zu vermeiden, muß die Funktionstüchtigkeit eben dieser arbeitsteilig organisierten und differenzierten Gesellschaften gesichert bleiben. Darum kann die Emanzipationsbestrebung nur dann ihren berechtigten Sinn behalten und selbst erfolgreich sein, wenn sie daran mitwirkt, die Institutionen und Normen schrittweise zu verbessern, statt sie abzubauen.

Im Verhältnis zu den hohen Ansprüchen, die man berechtigterweise an die Philoso-

phie als Theorie unseres Wissens und auch an die Philosophie als Theorie des vernünftigen Handelns stellt, nimmt sich das notgedrungen hypothetische und experimentierende Verfahren einer philosophischen Theorie der Geschlechter vergleichsweise bescheiden aus. Es hat kein inhaltlich-apriorisches Wissen, keine substantiellen Einsichten in das Wesen der Geschlechter, in das, was Männer und Frauen in concreto sind und sein sollen, anzubieten. Darin liegt aber gerade ein eigentümlicher Vorteil: Die so verstandene Theorie der Geschlechter setzt Männer und Frauen für sich selbst frei, ihrem Leben, je nach der sie wesensmäßig prägenden, spezifischen Vollzugsrichtung, einen eigenen Sinn zu geben. So mag Philosophie in ihrer kritischen Funktion dazu beitragen, daß dieser Freiraum der Selbstverwirklichung Bestand hat und nicht stets aufs neue ideologisch besetzt wird.

### Literatur

- Simmel, G.*: Philosophische Kultur. Gesammelte Essays, 3. Aufl., Potsdam 1923; neu aufgelegt und mit einem Nachwort von J. Habermas versehen, Berlin 1983.
- Lersch, Ph.*: Vom Wesen der Geschlechter, München 1950.
- Schelsky, H.*: Soziologie der Sexualität. Über die Beziehungen zwischen Geschlecht, Moral und Gesellschaft, Hamburg 1955.
- Böhme, K.*: Zum Selbstverständnis der Frau. Philosophische Aspekte der Frauenemanzipation, Meisenheim am Glan 1973.
- Scherer, G.*: Aporien des Emanzipationsbegriffs. In: G. Scherer/A. W. von Eiff/A. L. Fenger: Emanzipation und Geschlechterdifferenz, Bonn 1975.
- Erler, U.*: Zerstörung und Selbstzerstörung der Frau. Emanzipationskampf der Geschlechter auf Kosten des Kindes, Stuttgart 1977.
- Bovenschen, S.*: Die imaginierte Weiblichkeit. Exemplarische Untersuchungen zu kulturgeschichtlichen und literarischen Präsentationsformen des Weiblichen, Frankfurt a. M. <sup>2</sup>1980.



*Stopczyk, A.:* Was Philosophen über Frauen denken, München 1980.

*Johannes Paul II.:* Mann und Frau schuf er. Grundfragen menschlicher Sexualität, München-Zürich-Wien <sup>2</sup>1982.

*Foucault, M.:* Sexualität und Wahrheit. Der Wille zum Wissen, Frankfurt a. M. 1983.

*Moltmann-Wendel, E. (Hrsg.):* Frau und Religion. Gotteserfahrungen im Patriarchat, Frankfurt a. M. 1983.

*Schlegel, F.:* Theorie der Weiblichkeit, hrsg. v. W. Menninghaus, Frankfurt a. M. 1983.

*Wickler, W./U. Seibt:* Männlich-Weiblich. Der große Unterschied und seine Folgen, München 1983.

## Ihr erster Zug – der Weg zu uns



Wir zeigen Ihnen, wie Sie Zug um Zug ein Geldvermögen aufbauen können, indem Sie automatisch sparen und die hohen Zinsen attraktiver Anlageformen nutzen. Kommen Sie zu uns, und die Partie ist gewonnen.



**Volksbank Gießen eG**

## Zum Gedenken an Frau Prof. Dr. Helge Boetticher-Pross

*Frau Professor Dr. Helge Boetticher-Pross, 1927 geboren in Düsseldorf, verstarb am 2. Oktober 1984 in Gießen.*

*Während ihrer Tätigkeit als ordentliche Professorin für Soziologie an der Justus-Liebig-Universität Gießen von 1965 bis 1976 war die Verstorbene der Gießener Hochschulgemeinschaft eng verbunden. Mit dem ihr eigenen persönlichen Engagement widmete sie sich von 1973 bis zu ihrer Berufung an die Gesamthochschule Siegen der Gestaltung der „Gießener Universitätsblätter“ als Schriftleiterin.*

*Herausgeber und Redaktion der „Gießener Universitätsblätter“ gedenken der Verstorbenen durch den Abdruck der Abschiedsworte, die Frau Professor Dr. Rosemarie v. Schweitzer am Grabe im Namen der Freunde und fachlich Nahestehenden gesprochen hat.*

Verehrte Damen und Herren, liebe Kollegen und Kolleginnen!

Die Professorin Helge Boetticher-Pross gehört zwei Universitäten, und es trauern um sie die Kollegen der Justus-Liebig-Universität in Gießen mit jenen der Gesamthochschule und Universität Siegen.

Darüber hinaus hatte Helge Pross Freunde und Kollegen in der ganzen Welt – in Ost und West, in Nord und Süd –, und für sie alle darf ich hier ein paar Worte des Dankes und des Gedenkens sagen.

Wir Gießener Kollegen haben das Privileg, von Helge Pross ein kleines Buch über uns zu haben. Treffend, wie nur sie betiteln konnte, heißt es „Professoren in der Provinz“, und typisch für ihre Arbeitsweise als Hochschullehrer ist es, daß es aus einer Seminararbeit entstanden ist, und dieses im Wintersemester 1966/67.

In dem Vorwort zu diesem Büchlein bezeichnet sich Helge Pross als „Briefträger“, der zwischen dem eigenen Fach – der

Soziologie – und anderen Fächern vermittelt. Ich möchte heute hier an der Stelle des Wortes „Briefträger“ das etwas anspruchsvollere Wort des „Botschafters“ einführen.

Helge Pross wirkte in den Universitäten wie ein „Botschafter“ ihres Faches. Sie machte ihr Fach verständlich, brachte ihre fachlichen Gesichtspunkte in Diskussionen anderer Fächer ein und nahm „Botschaften“ anderer Fächer in die Fachdiskussionen ihrer Disziplin auf.

Diese kollegiale wissenschaftliche Arbeitsweise – die Diskussion zwischen den Disziplinen – hat zwei Voraussetzungen: die eigene Sicherheit und fachliche Kompetenz – und die Bereitschaft, dem anderen zuzuhören, von ihm zu lernen, ihn zur Zusammenarbeit zu motivieren.

Helge Pross hatte beides in hohem Maße, und hinzu kam ihr persönliches Engage-



Prof. Dr. Helge Boetticher-Pross

ment an der Sache, die es zu untersuchen und aufzuhellen halt. Helge Pross konnte leidenschaftlich kämpfen im Streitgespräch. Sie hatte keine Angst, dabei Partei zu ergreifen, wenn sie von der Richtigkeit eines Weges, einer Aussage überzeugt war. Wie kam sie zu dieser Offenheit und Sicherheit, zu dieser Freiheit von akademischen Stelzen und Zöpfen?

Helge Pross und ich sind derselbe Jahrgang. Wir waren 1933 sechs Jahre alt und knapp 18, als der Krieg zu Ende war. Nur eine Minderheit von Mädchen liberaler Elternhäuser erhielt zur damaligen Zeit die Chance, Abitur zu machen und ein Studium zu beginnen. Helge wollte Journalistin werden, sie studierte in Heidelberg Geschichte und Journalismus. Eine frühe Heirat, die aber nicht zu halten vermochte, was Helge von ihr erwartete oder erhoffte, und die Förderung der jungen Frau durch Max Horkheimer, dem großen Frankfurter Soziologen, führten Helge Pross zur Soziologie und auf den Weg zu ihrer Berufung zum Hochschullehreramt.

Aus der Frankfurter Schule der Soziologie ist Helge Pross herausgewachsen. Dort hat sie ihre akademischen Weihen erhalten. Sie hat sich aber nicht von dieser Schule in Anspruch nehmen lassen. Ihre Arbeitsweise war eine eigene. Sie engagierte sich nicht so sehr für eine philosophisch angelegte Gesellschaftstheorie, sondern für gesellschaftliche Probleme, die ihr unmittelbar in ihrem Leben begegneten, die gesellschaftliche und politische Aktualität besaßen oder sich sehr rasch zu wichtigen gesellschaftlichen Diskussions-themen verdichteten.

Zwei großen Themenkreisen, die scheinbar wenig miteinander zu tun haben, war sie in besonderer Weise zugewandt: den Problemen und Fragen der Frauen in un-

serer Gesellschaft und denen der Manager und Unternehmer.

Für das Buch „Die Wirklichkeit der Hausfrau“, 1975 erschienen, erhielt sie den deutschen Sachbuchpreis. Der „Geist der Unternehmer“ – 100 Jahre Vorwerk & Co., 1983 erschienen, war fast schon ihr letztes Buch. In diesem schrieb sie ein „persönliches Nachwort“. Sie erzählt eine „Teppichgeschichte“ ihrer Familie, aus der sie als Kind das Vorwerk-Familienunternehmen kennenlernte, und weiter heißt es: „Vorwerk wurde für mich zum idealen Studienobjekt, weil es im Schnittpunkt meiner beiden Arbeitsgebiete, der Wirtschaftssoziologie und der Familiensoziologie, liegt.“

Helge Pross arbeitete gerne. Ihr allerletztes Bändchen heißt „Soziologie der Masse“. Es ist in diesem Sommer erschienen, und es ist wieder das Ergebnis einer Seminararbeit, diesmal an der Universität Siegen. Helge Pross war eine Hochschullehrerin, die in bester Tradition der philosophischen Fakultäten nicht in der permanenten Wiederholung eines Unterrichtspensums ihren wichtigsten Auftrag sah, sondern ganz selbstverständlich forschend lehrte und dazu auch ganz selbstverständlich ihre Mitarbeiter und Studenten einschloß. Bei Helge Pross in den Seminaren saßen blitzgescheite Studenten, die hart arbeiteten, aber es waren dort auch Kollegen anderer Fächer – Juristen, Ökonomen, Philosophen, aber auch ich – von den Haushaltswissenschaften. Helge Pross saß nicht auf einem akademischen Thron, obgleich es ganz selbstverständlich war, daß sie das Zepter in der Hand hielt. Sie brauchte nicht die fachspezifische Abgrenzung durch eine theoretisierende Fachsprache. Sie verlangte das Engagement für das Problem, egal ob es galt, Parsons Handlungstheorie durchzuarbeiten oder über die Rolle der Frau, des Mannes,

der Hochschullehrer oder der Unternehmer nachzudenken.

Und genau dieses Arbeiten – frei von Vorgaben und Vorschriften, von Gängelung und Kontrolle durch Kollegen und Gremien – konnten wir ihr in Gießen in den 70er Jahren nicht mehr bieten.

Helge Pross emigrierte aus Gießen. Den Siegener Kollegen müssen wir die Palme reichen, weil sie Helge Pross einen neuen, ihren Fähigkeiten und Wünschen entsprechenden Arbeitskreis boten.

In dem Büchlein „Soziologie der Masse“ ist noch zu spüren, wie tief jene Jahre des „Drucks der Masse“, dem sie in Gießen zuletzt ausgesetzt war, sie bewegt haben und sie anregten, auch hier ganz offen nach den gesellschaftlichen Bestimmungsgründen für die Entstehung von Massen zu suchen.

Helge Pross blieb den Gießener Kollegen und ihrer alten Universität in Herzlichkeit

verbunden. Sie liebte aber auch ihre „neue“ und fand neue Freunde und Kollegen für wissenschaftliche Zusammenarbeit. Noch bis in die letzten Tage und Stunden ihrer schweren Krankheit diskutierte sie mit Leidenschaft Forschungsfragen, nahm sie ihre wissenschaftliche Arbeit – die Herausgabe eines Sonderheftes der Kölner Zeitschrift für Soziologie über die Frau – sehr ernst.

Was ist die Botschaft von ihr, die uns bleibt? Offen füreinander dazusein, das Gespräch untereinander zu suchen, den Mut zum Bekenntnis zu haben, aber auch sich vor ideologischer Blindheit zu hüten und das Theoretisieren unter Kontrolle zu halten, so daß wir die Gesprächsfähigkeit miteinander nicht verlieren.

Die Professorin Helge Boetticher-Pross ist uns im Leben vorangegangen, wir müssen Abschied nehmen; sie ist jedoch lebendig durch ihre Lebensleistung, die außerordentlich ist.

*Rosemarie von Schweitzer*

# **Berichte aus der Gießener Hochschulgesellschaft für die Zeit vom 16. Mai 1983 bis 28. Mai 1984**

Am 28. Mai 1984 fand die diesjährige Hauptversammlung der Gießener Hochschulgesellschaft statt.

## **Aus dem Bericht des Verwaltungsrates**

**Erstattet von Dr. Dr. h. c. Otto Pflug,  
Präsident der Gießener Hochschulgesellschaft**

Der Präsident der Gießener Hochschulgesellschaft, Herr Dr. Dr. h. c. Otto Pflug, erinnerte an die Aufgabenstellung der Hochschulgesellschaft seit ihrer Gründung, Wissenschaft und Forschung an der Universität dort zu unterstützen, wo durch Mittelknappheit Engpässe entstehen, die schneller und unbürokratischer

Abhilfe bedürfen. Besonderes Anliegen der Hochschulgesellschaft sei die Förderung von Spitzenbegabungen. Die gezielte Unterstützung größerer und kleinerer Projekte sowie die Vielzahl der anstehenden Aufgaben verlangen das fortgesetzte Bemühen, den Kreis der Förderer zu erweitern.

## **Aus dem Geschäftsbericht des Vorstandes**

**Erstattet von Prof. Dr. Dietger Hahn,  
Vorsitzender des Vorstandes**

Herr Prof. Dr. Dietger Hahn dankte den Förderern und würdigte die hervorragende Zusammenarbeit mit der Universitätsspitze. Er erläuterte die geförderten und zu fördernden Großprojekte:

– das **internationale Begegnungszentrum** für Wissenschaftler, mit dessen alsbaldiger Verwirklichung durch großzügige Beteiligung der Stiftung Volkswagenwerk zu rechnen sei,

– die Unterstützung von **Gastprofessoren**,  
– die Finanzierung von **akademischen Auszeichnungen**,  
– die Erhaltung und Ergänzung des **Geräteparks** der Universität,  
– die Förderung von Kleinprojekten (Tagungen, Vorträge) sowie  
– kontinuierliche Öffentlichkeitsarbeit (Theaterball, Sommerfest).

## **Aus der Hauptversammlung am 28. Mai 1984**

Der Schatzmeister der Gießener Hochschulgesellschaft, Herr Direktor Willi Will, resümierte die Entwicklung des Finanzvolumens seit 1979. Rund 3 Mio. DM seien an – meist zweckgebundenen – Spenden zusammengekommen, die Zahl der Mitglieder sei in diesen fünf Jahren um etwa 100 auf knapp 800 individuelle und korporative Mitglieder angewachsen.

Nach dem Bericht der Rechnungsprüfer über die ordnungsgemäße Kassenführung

wurde dem Vorstand und dem Verwaltungsrat auf Antrag Entlastung erteilt.

### *Wahlen*

Als Rechnungsprüfer für das Jahr 1984 wurden die Herren Bankdirektor Günther Wackermann und Prof. Dr. Friedrich Wilhelm Selchert wiedergewählt. In den Verwaltungsrat der Gießener Hochschulgesellschaft zugewählt wurden Herr Ehrensenator Hans Hiltrop, Thyssen AG, und Herr Helmut Ritter, Schunk & Ebe.

## **Aus dem Bericht des Präsidenten der Justus-Liebig-Universität Gießen, Herrn Prof. Dr. Karl Alewell**

Universitätspräsident Prof. Dr. Karl Alewell ging nach seinem Dank an die Vorstandsmitglieder der Gießener Hochschulgesellschaft auf die wichtigsten Problembereiche der Universität ein:

- Haushalts- und Stellensituation,
- Hochschulbauten im medizinischen Bereich,
- Novellierung des hessischen Personalvertretungsgesetzes,
- Leistungsindikatoren einer wissenschaftlichen Hochschule,

- Förderung des wissenschaftlichen Nachwuchses,
- Wettbewerb der Universitäten untereinander.

Der Präsident bedauerte, daß – verständlicherweise – zahlreiche hochwillkommene Spenden an die Gießener Hochschulgesellschaft zweckgebunden eingehen und dadurch die wünschenswerte Flexibilität der Hochschulgesellschaft, in dringenden Fällen zu helfen, eingeschränkt werde.

# GIESSENER HOCHSCHULGESELLSCHAFT e. V.

(Gesellschaft von Freunden und Förderern der Universität Gießen)

## Bilanz zum 31. Dezember 1983

AKTIVA		PASSIVA	
1. Kasse	—	1. Noch nicht abgeführte Spenden	270.108,84
2. Banken	295.870,67	2. Zweckgebundene Rücklagen	51.510,57
3. Sonderkonto Medizin	34.981,10	3. Sonstige Verbindlichkeiten	1.366,08
4. Postscheck	1.412,94	4. Verwaltungsvermögen	777.948,23
5. Wertpapiere	730.667,01	5. Verbindlichkeiten aus Treuhand- verwaltung DM 22.148,77	
6. Forderungen	38.000,00	6. Verein für Krebshilfe DM 234.966,92	
7. Fahrzeuge	1,—		
8. Konzertflügel	1,—		
9. Verbindlichkeiten aus Treuhand- verwaltung DM 22.148,77			
10. Verein für Krebshilfe DM 234.966,92			
	1.100.933,72		1.100.933,72

Gießen, Mai 1984

Will, Schatzmeister

## Gewinn- und Verlustrechnung 1983

<i>Aufwendungen</i>	<i>1983</i>	<i>Erträge</i>	<i>1983</i>
1. Zuwendungen	632.977,36	1. Mitgliedsbeiträge	43.556,37
2. Porti	3.624,70	2. Spenden	579.839,71
3. Verwaltung	4.917,94	3. Zinsen	72.337,53
4. Sonstige Kosten	40.749,31	4. Kursgewinn und Erträge früherer Jahre	—
5. Kursverlust	4.500,—	5. Sonstige Einnahmen	1.319,50
6. Repräsentation des Präsidenten	5.909,20		
	692.678,51		
Gewinn	4.374,60		
	697.053,11		697.053,11

### *Prüfungsbestätigung*

Die Buchführung ist als beweiskräftig anzusehen. Das Belegwesen ist geordnet. Erbetene Auskünfte wurden den Prüfern bereitwillig erteilt. Formelle und materielle Kontrollen ergaben keinen Anlaß zu Beanstandungen. Die Buchführung und der Jahresabschluß 1983 entsprechen den Grundsätzen des Handelsrechts und der ordentlichen Bilanzierung.

Gießen, Mai 1984

Wackermann

Prof. Dr. Selchert



# Biographische Notizen

Prof. Dr. phil. *Hans Michael Baumgartner*, geb. am 5. 4. 1933 in München. Nach dem Abitur 1952 am Humanistischen Gymnasium in München-Pasing Studium der Philosophie, Psychologie, Theologie und Mathematik in Frankfurt/M., Göttingen und München. Promotion 1961 mit der Arbeit „Die Unbedingtheit des Sittlichen. Eine Auseinandersetzung mit Nicolai Hartmann“, die als Buch im Kösel-Verlag München 1962 erschienen ist. Die wichtigsten Lehrer in Philosophie waren Hermann Krings, Reinhard Lauth, Max Müller, Wolfgang Cramer, Johannes Hirschberger, Heimo Dolch und Josef König. Nach mehreren Jahren Assistententätigkeit am Philosophischen Seminar der Universität des Saarlandes, Saarbrücken, Habilitation 1971 an der Universität München mit der Arbeit „Kontinuität und Geschichte. Zur Kritik und Metakritik der historischen Vernunft“, die bei Suhrkamp Frankfurt/M. 1972 erschienen ist. 1971–75 Privatdozent, 1975–76 Universitätsdozent an der Universität München für das Fach Philosophie. Seit 1976 Professor für Philosophie am Zentrum für Philosophie und Grundlagen der Wissenschaft der Justus-Liebig-Universität Gießen. Etwa 100 wissenschaftliche Veröffentlichungen. Schwerpunkte der Forschung: Allgemeine Geschichte der Philosophie, Transzendentalphilosophie und Philosophie bzw. Theorie der Geschichte. Mitglied der Schelling-Kommission der Bayerischen Akademie der Wissenschaften; Mitherausgeber der Historisch-Kritischen Schelling-Ausgabe der Bayerischen Akademie der Wissenschaften; Mitherausgeber der J.G. Fichte Bibliographie (Stuttgart 1968) und des „Handbuchs philosophischer Grundbegriffe“ (München 1973/74). Mitherausgeber der „Zeitschrift für philosophische Forschung“. 1976–80 Fachgutachter der DFG für Systematische Philosophie. 1978–84 Mitglied des erweiterten Vorstands der Allgem. Gesellschaft für Philosophie in Deutschland. 1980/81 Dekan des Fachbereichs 08 Geschichtswissenschaften der Universität Gießen.

Prof. Dr. *Cornelius Mayer*, geb. am 9. 3. 1934 in Pilisborosjenő/Ungarn. 1949 Eintritt in den Augustinerorden. 1950–55 Studium der Philosophie und der Theologie in Würzburg. 1955–65 Präfekt und Direktor des Klosterseminars St. Augustin in Würzburg. Seit 1965 Mitarbeit am Forschungsinstitut für augu-

stinische Theologie und Ordensgeschichte der Deutschen Augustinerordensprovinz in Würzburg, Steinbachtal 2. 1965–66 Studium an der Sorbonne in Paris. 1968 Promotion in der Theologie. Anschließend Referent an der Domschule Würzburg. 1969–70 erneuter Studienaufenthalt in Paris. Übungen an der Sorbonne und an der Haute École. 1973 Habilitation für das Lehrfach Dogmatik und Dogmengeschichte an der Universität Würzburg. 1974–79 Lehrtätigkeit an den Universitäten Würzburg, Frankfurt/M. und Saarbrücken. Sommer 1977 Dozent an den Salzburger Hochschulwochen. Seit 1975 Mitherausgeber von „Cassiciacum“, einer Sammlung wissenschaftlicher Studien über Augustinus und den Augustinerorden. 1975–78 umfangreiche Vorarbeiten für die Edition des Augustinus-Lexikons in Zusammenarbeit mit einem internationalen Stab von Fachgelehrten. 1. 2. 1979 Aufnahme des Augustinus-Lexikons in die von der Deutschen Forschungsgemeinschaft geförderten Langzeitprojekte. 6. 11. 1979 Berufung auf die Professur für Systematische Theologie am Fachbereich Religionswissenschaften der Justus-Liebig-Universität. 1983 Erstellung der über 5 Millionen Wörter umfassenden augustiniischen Wortkonkordanz mit EDV. Inzwischen zahlreiche Publikationen vor allem zur augustiniischen Theologie und Philosophie.

Stud. phil. *Andreas Nentwich*, geb. 5. 6. 1959 in Herborn. Studium der Germanistik und Kunstgeschichte zuerst in Regensburg (WS 1980/81 bis WS 1982/83), seit dem SS 1983 an der JLU Gießen. In Regensburg 1982 Beteiligung an Aufbau und Katalog einer Ausstellung über die „Schwabinger Bohème um 1900“ (Beiträge zu Stefan George und Ludwig Klages). Demnächst Publikation einer Quellensammlung zu Karl Wolfskehl's Gießener Studienjahren.

Prof. Dr. *Horst Rinne*, geb. am 19. 1. 1939 in Hildesheim. Studium der Volkswirtschaftslehre 1959–63 in Kiel und Göttingen, dort Examen als Diplom-Volkswirt 1963. Wiss. Assistent am Institut für Statistik und Wirtschaftsmathematik der TU Berlin 1963–69. Promotion zum Dr. rer. pol. 1967 mit einer Arbeit über die Genauigkeit der Sozialproduktschätzung. 1968–72 Lehrbeauftragter für Statistik an der TU Hannover. 1969–72 wiss. Mitarbeiter und stellvertretender Leiter der Abteilung Operations Research der Volkswagenwerk AG, Wolfsburg. 1971 Habilitation

für die Fächer Statistik und Ökonometrie an der TU Berlin mit einer Arbeit über Instandhaltungs- und Erneuerungsstrategien. 1972 (abgelehnter) Ruf an die Wirtschaftsakademie Berlin. 1972 Berufung auf die Professur für Statistik und Ökonometrie am FB Wirtschaftswissenschaft der JLU Gießen.

1977/78 Dekan des FB Wirtschaftswissenschaft. Seit 1977 Statistischer Berater des Bundesrechnungshofs Frankfurt/Main. Seit 1980 wissenschaftliche Kooperation mit dem Fraunhofer Institut für Produktionstechnik und Automatisierung (TU Stuttgart), ergänzt durch ein von der VW-Stiftung finanziertes gemeinsames Forschungsprojekt. Seit 1981 Vorstandsmitglied der Deutschen Statistischen Gesellschaft und in dieser Eigenschaft Schriftleiter des Allgemeinen Statistischen Archivs. Seit 1983 Vorsitzender des Ökonometrie-Ausschusses des Vereins für Sozialpolitik.

Forschungsschwerpunkte: Statistische Qualitätskontrolle incl. Life-Testing und Zuverlässigkeit, Methodenprobleme in der Ökonometrie und Statistik, Sicherung der Datenqualität in der Statistik, Geschichte der Statistik. Zahlreiche Buch- und Zeitschriftenpublikationen auf den vorstehenden Gebieten.

Dr. *Hartmut Stieger*, geb. 1939 in Grevenbroich, Nordrhein-Westfalen, 1957–66 Dienst in der Bundeswehr; 1966–70 Studium der Wirtschaftswissenschaften in Gießen mit dem Abschluß Diplom-Ökonom. Seit 1970 Referent für Hochschulplanung an der Justus-Liebig-Universität Gießen. 1980 Promotion zum

Dr. rer. pol. bei Prof. Dr. Karl Alewell über den Themenbereich Ökonomie und Hochschule.

Prof. Dr. *Dieter Vogellehner*, geb. am 31. 12. 1937 in Ellwangen (Jagst); 1957–64 Studium der Biologie, Geographie, Geologie und Chemie in Tübingen; Promotion zum Dr. rer. nat. 1964. Ab 1965 Wiss. Assistent am Botanischen Institut der Universität Freiburg i. Br., 1968 Habilitation, 1975 apl. Professor, seit 1978 Professor für Systematische Botanik und Paläobotanik an der Universität Freiburg. Seit 1969 Direktor des Botanischen Gartens.

Forschungsschwerpunkte: Probleme der Evolution der Pflanzen anhand fossiler und rezenter Belege. Geschichte des Gartenbaus und der Botanischen Gärten; kulturgeschichtliche Fragen der Beziehung Mensch – Pflanze in der Antike und im Mittelalter.

Veröffentlichungen: *Botanische Terminologie und Nomenklatur*, Stuttgart 1972, 2. Aufl. 1983 (UTB); *Paläontologie*. Reihe Studio visuell, Freiburg 1972, 6. Aufl. 1981; *Baupläne der Pflanzen*. Eine funktionelle Morphologie. Reihe Studio visuell, Freiburg 1981; *Lexikon der Vorzeit* (Hrsg.), Freiburg 1981; *Die Botanischen Gärten der Universität Freiburg*, Freiburg 1976; *Pflanzendarstellungen in Wissenschaft und Kunst*, Ausstellungskatalog, Freiburg 1984, sowie rund 50 Veröffentlichungen zu Paläobotanik und Evolution der Pflanzen in verschiedenen Fachzeitschriften. Mitautor des *Telekolleg I*, Biologie, Bd. I und II, München 1983/84; Mitherausgeber von *Palaeontographica*, Abt. B.

# Besuchen Sie die GAIL Bauherren-Ausstellung.



Gail-Ausstellung mit 600 qm Fläche,  
Montag bis Freitag 8.00–17.00 Uhr, Samstag 8.30–13.00 Uhr geöffnet,  
Erdkauter Weg 40–50, D-6300 Giessen 1, Tel. 06 41/70 35 14,  
Lieferung und Berechnung über den Fachhandel.

Schönheit in Vielfalt.

**Gail**  
Architektur-Keramik

